Paed. Pr.
791.

Paed. Pr. 791

Dörle

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

C. Glocker inv. gest. von Brennhäuser

Verlag der M. Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg.

Gedr. bei Minsinger in München.

Der

Findling zu Maria=Trost.

Eine Erzählung

für

die gesammte edlere Lesewelt,

besonders

für die reifere Jugend.

BIBLIOTHECA REGIA

Von

A. Dörle.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1843.
Verlag der Math. Rieger'schen Buchhandlung.
(J. P. Himmer.)

43. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

Die Köhlerhütten bei Maria-Trost.

Im südlichen Theile des Schwabenlands, am linken Ufer der Donau, stand auf dem Gipfel eines niedrigen Hügels gar lieblich und freundlich ein Kirchlein, und daneben die kleine aber nette Wohnung eines Waldbruders, welche ein niedlicher Garten umkreiste. Es war die Wallfahrt „Maria-Trost“. Rechts, gleich unten im Thale, inmitten grüner Matten und von allen Seiten von hohen Tannen und hundertjährigen Eichen umschlossen, lag das große und wunderschöne Benediktinerkloster, das kaum hundert Schritte vom Ufer der Donau entfernt war. Links aber, nur etliche hundert Schritte von der Wallfahrt entfernt, standen zwei ärmliche Köhlerhütten, die jedoch ein dichtes Gehölz dem Auge des Pilgers verbarg. Allein arme Pilger, deren jährlich Mehrere nach Maria-Trost wallten, um theils ihr frommes Gelübde zu lösen, theils durch die mächtige Fürbitte der jungfräulichen Mutter des Erlösers von Gott in mancherlei Nöthen Trost und Hilfe zu erflehen, kannten dennoch die beiden Köhlerhütten, so sehr auch das Dunkel des Waldes sie dem Bilde des Wanderers verhüllte. Denn unter dem niedrigen Dache jener Hütten fanden sie jedesmal freund-

liche Herberge. Ganz besonders gastfreundlich war der brave Köhler Christoph und seine gutmüthige Frau Josepha. Der Köhler Kaspar, Christophs Nachbar und Freund, war, so lange er im ledigen Stande lebte, nicht minder brav und gastfreundlich gewesen. Aber seitdem er verheirathet war, schien mit dem Engel des Friedens auch die Tugend der Gastfreundlichkeit aus seiner Hütte gewichen zu sein. Denn Anna, Kaspars junge Frau, war habsüchtig, zänkisch und gleichgiltig gegen alles Göttliche und Heilige. Von Gott, von Christus und seiner heiligen Religion und Kirche wußte sie fast nichts, und auf's Beten hielt sie wenig; aber noch weniger auf die Wallfahrt Maria-Trost. Jeder fromme Pilger, der in ihre Hütte kam, um daselbst, wie früher, eine Nachtherberge zu suchen, wurde von ihr unter allerei Schimpfworten und sogar Lästerungen liebelos abgewiesen. Um so liebreicher aber wurden diese gekränkten Pilger von Josepha, der tugendhaften Frau des Köhlers Christoph, in ihre gastliche Hütte aufgenommen. Denn Josepha war von Anna, der Frau des Köhlers Kaspar, geradezu das Gegentheil. Sie war, wie ihr Mann, fromm, seelengut, friedfertig, leutselig und wohlthätig. Gott und Christus, Religion und Tugend, Kirche und Gottesdienst gingen ihr über Alles, das Gebet war ihrer Seele ein eben so nothwendiges Bedürfniß zum röligiös-sittlichen Leben, als ihrem Leibe die Luft zum Athmen, und die so nahe Wallfahrt „Maria-Trost" war in den Stunden, die sie der Andacht weihte, jene heilige Stätte, wo sie am liebsten weilte. Und mit ihr war Christoph eines Sinnes und Herzens.

Kaspar der viele gute Eigenschaften besaß und ein herzguter Mann war, empörte sich oft über die Härte und Gefühllosigkeit seiner Frau. Aber bei seiner Herzensgüte hatte er einen Fehler, der ihm in der Folge viel Verdruß und Leid bereitete; er war nämlich zu schwach, oder, wie man zu sagen pflegt, zu gut gegen seine Frau. Er war daher, ehe seit der Heirath ein Jahr verstrichen, wie das Sprichwort sagt, schon mit Leib und Seele unter ihrem Pantoffel. Seine Lage war deßhalb beklagenswerth; aber sie war nur die natürliche Folge seines schwachen Herzens, das oft zur Unzeit und in solchen Stücken nachgiebig war, in denen der Mann eines festen Charakters es nicht sein darf. Denn Anna wußte seine schwache Seite gar wohl zu benützen, und bald beherrschte sie seinen Willen. Hatte sie einmal in einer Angelegenheit ihren Kopf festgesetzt, so mußte das, was sie wollte, geschehen, es mochte noch so unverständig und unklug sein. Und machte Kaspar je einmal eine Einsprache, oder Gegenvorstellung, so sprach sie kurz weg: „du verstehst es nicht", und handelte nach ihrem Willen, oft noch ihm zum Trotz.

Christoph und Kaspar hatten, nach dem Beispiele ihrer Väter und Großväter, bis jetzt das ernährende Gewerbe der Kohlenbrennerei in Gemeinschaft getrieben, und waren allzeit auf's beste miteinander ausgekommen. Sie theilten redlich Arbeit und Gewinn miteinander und nie hatte einer dem andern zu irgend einer Beschwerde die mindeste Veranlassung gegeben. Ja Beide lebten miteinander nicht nur wie Nachbarn und Freunde, sondern wie gute Brüder. Und diesen Brüderbund hatte

Josepha, die sich zwei Jahre früher, als Anna, verheirathete, nicht nur nicht loser gemacht, sondern ihn vielmehr noch enger und fester geknüpft. Später aber, als Anna in Kaspars Hütte zu herrschen begann, wurde das schöne Verhältniß zwischen den beiden Freunden mit Einemmale ein ganz anderes. Denn die habsüchtige, argwöhnische und zänkische Anna zerriß mit Gehässigkeit das schöne Band, womit bisher Liebe und Freundschaft schon von Jugend auf die beiden Freunde fest umschlungen hielt, suchte zwischen ihnen auf jede Weise den Frieden zu zerstören und dafür Unfriede und Uneinigkeit zu stiften. Und was ihr böses Herz bezweckte, kam leider recht bald zu Stande; es war ihr nämlich gelungen, Christoph und Kaspar zu trennen.

Nach vielen unangenehmen Auftritten, die jedesmal ein Werk der übelgesinnten Anna waren, sprach endlich der friedliebende Christoph mit Kaspar, als sie eines Tages ganz allein beisammen waren: „Lieber Freund und Nachbar!“ sprach er freundlich zu ihm, „du weißt, wie friedlich und einträchtig wir durch viele Jahre, bis zu deiner Heirath, mitsammen gelebt und gearbeitet haben; es ist dir ferner bekannt, wie bald nach deiner Heirath dieser Friede zwischen uns, zwar ohne deine und meine Schuld, zu Grabe ging. Ich und meine Frau haben viel geduldet und lange geschwiegen, und du, lieber Kaspar, hast, wie ich wohl weiß, im Stillen schmerzlich gelitten; aber Alles war fruchtlos, deine Frau scheint unsre Gemeinschaft nicht gerne zu sehen. Sieh, mein Freund, darum wollen wir, wie ehedem der heilige Patriarch Abraham mit seinem Vetter Loth, eine friedliche Übereinkunft treffen. Wie du wohl weißt,

hat der freie Platz, auf dem wir gemeinschaftlich unser Gewerbe getrieben, von jeher meinen Ahnen zugehört, und ist daher mein rechtmäßiges Erbtheil. Allein ich liebe dich, Kaspar, und liebe auch den Frieden, der zwischen mir und dir und zwischen meinen und deinen Kindern allzeit herrschen soll. Darum wollen wir den Kohlenplatz auf immerwährende Zeiten in zwei gleiche Theile unter uns vertheilen. Ich lasse dir sogar bei der Auswahl des Antheils den Vorzug; ja wähle, lieber Kaspar, jene Hälfte des Platzes, die zu deinem Gewerbe am besten taugt." —

Jetzt konnte Kaspar seine Thränen nicht mehr länger zurückhalten, er stürzte tiefbewegt und weinend an seines Freundes Brust und sprach in einem Tone, der Freude und Schmerz zugleich verrieth: „Ach, bester Christoph! ich bin deiner Liebe und Freundschaft nicht werth; aber du weißt ja, daß ich an allen Verdrüßlichkeiten unschuldig und ein recht unglücklicher Ehemann bin." — Mehr als diese Worte konnte Kaspar in diesem Augenblicke nicht sprechen; Christoph aber hätte ihm Manches zu erwiedern gewußt, wenn er nicht aus liebevoller Schonung dießmal das Schweigen vorgezogen hätte.

Der freie Kohlenplatz wurde wirklich vertheilt, und von nun an fällte ein Jeder für sich das Holz im Walde, und brannte abgesondert die Kohlen. Man hätte erwarten können, die habsüchtige Anna werde nun zufrieden gewesen sein; allein ihr arges Herz verkannte Christophs Großmuth, nannte ihn zum Danke einen Heuchler, und seine Frau eine Betschwester. Jedoch die Edlen duldeten und schwiegen, und suchten mit ihren

Nachbarsleuten so gut und so lange wie möglich den Frieden zu erhalten. Sie mußten zwar im Stillen Vieles ertragen und manches Opfer bringen. Aber wer Gott liebt, dem ist kein Opfer zu schwer.

Zweites Kapitel.

Die seltsame Opfergabe auf dem Altare zu Maria-Trost.

Während in Kaspars Hütte der unheimliche Geist der Zwietracht herrschte, Anna täglich wie eine Unholdin tobte und schimpfte, und Kaspar im Stillen seufzte und klagte; so wehete in Christophs Hütte der Geist des Friedens und der Eintracht. Und Beide — Christoph und Josepha — versüßten täglich einander das Leben. Ein holdes Mädchen, das in der heiligen Taufe den Namen „Maria" erhalten, setzte ihren stillen häuslichen Freuden noch die Krone auf. Aber sie betrachteten ihr Kind auch als ein köstliches Geschenk des Himmels, das ihnen Gott nur für so lange anvertraute, bis es der Himmel wieder zurückfordern wird.

„Darum wollen wir unser Kind", sprachen einmal die Eltern zur gegenseitigen Aufmunterung zu einander", hier auf Erden vorzüglich für den Himmel erziehen, damit Gott mit dem Kinde und uns zufrieden sein kann, und wir dereinst insgesammt in den Himmel kommen". Und so wären diese guten Menschen die glücklichsten von der Welt gewesen, hätten ihnen nicht die Nachbarsleute oft bittere Stunden verursacht. Seit seiner Verehlichung

mit Anna durfte Kaspar nicht mehr, wie er früher zu thun pflegte, in den Musestunden seine Nachbarsleute besuchen, wenn er nicht ewige Händel haben wollte. Und eben so wenig durften auch Christoph und Josepha in Kaspars Hütte Besuche machen. Sie hatten somit, außer dem ehrwürdigen Bruder Felix zu Maria-Trost, keinen Menschen mehr, mit dem sie in den Stunden der Ruhe, oder an Sonn- und Feiertagsabenden geselligen Umgang pflegen konnten. Dieß war ihnen sehr unangenehm; doch aber fanden sie in dem lehrreichen und erbaulichen Umgang mit dem ehrwürdigen Bruder Felix einen reichlichen Ersatz. Sie durften ihn besuchen, so oft und wann sie wollten, und hie und da kam er auch selbst zu ihnen. Jeden Freitag in der Frühe, wo zu Maria-Trost von einem ehrwürdigen Pater des Klosters die heilige Messe gefeiert wurde, wallete dieses fromme Ehepaar dahin, um auch das heilige Opfer mitzufeiern. Und hatte Christoph keine Zeit, so ging doch ganz gewiß Josepha dahin. Aber an Sonn- und Feiertagsabenden konnte man zu Maria - Trost regelgelmäßig Beide treffen, vorerst in der Kirche und dann in der Wohnung des ehrwürdigen Bruders Felix. Ihr geselliger Umgang mit diesem verständigen und frommen Manne war kein müßiger und zeittödtender, wie der so mancher Weltkinder; nein! denn der ehrwürdige Greis war ihnen bald ein weiser Rathgeber, bald ein erfahr'ner Lehrer in Gegenständen der Religion, bald unterhielt und erbaute er sie mit anziehenden Erzählungen aus der Legende der Heiligen. Solche heilsame Unterhaltungsstunden waren ihnen aber auch die schönsten ihres Lebens. Da uns dieser fromme Greis zu

gefallen beginnt; so ist uns eine genauere Bekanntschaft mit ihm gewiß sehr willkommen.

Bruder Felix an der Wallfahrt zu Maria = Trost war schon als Jüngling von 20 Jahren in dem nahen Benediktinerkloster Laienbruder geworden. Er hatte im Kloster bis in sein dreißigstes Jahr sehr fromm und strenge gelebt, und durch seinen pünktlichen Gehorsam, wie durch seinen rein sittlichen Wandel, die Liebe und Achtung aller Väter und Brüder genossen. Da er sehr lern= und wißbegierig war, so lernte er in seinem fünf und zwanzigsten Lebensjahre vom gefälligen Pater Isidor noch lesen und schreiben, später auch die Gärtnerei und endlich sogar im häufigen Umgang mit dem geschickten Klosterarzte etwas von der Kräuter= und Heilkunde. Als Bruder Felix zehn glückliche Jahre im Kloster verlebt hatte, starb der vormalige Bruder an der Wallfahrt zu Maria=Trost. Jeder abgehende Waldbruder mußte aus der Bruderschaft des Klosters ersetzt werden. Da aber diese Stelle sehr ärmlich und mit allerlei Unbequemlichkeiten und Opfern verbunden war, so hatte sie bisher keiner der Brüder willig und freudig übernommen. Es herrschte daher unter den Brüdern des Klosters eine peinliche Spannung, bis sie wußten, welchen aus ihnen das Loos treffen würde. Allein der fromme Bruder Felix machte dieser peinlichen Spannung gar bald ein Ende. Er meldete sich freiwillig beim Abte und bat sogar um jene Stelle, die jeder andere seiner Mitbrüder nur aus Gehorsam, aber mit Unwillen übernommen hätte. Der fromme und opferwillige Bruder Felix verließ nun das Kloster, worin er durch zehn Jahre gewissermassen ein sorgeloses und geselliges

Leben genossen, um in der Einsiedelei zu Maria-Trost mit eigener Hand das kleine Feld zu bebauen, das ihn großentheils ernähren mußte. Aber gerade so ein einsames Leben, voll Müheseligkeit und Opfer, hatte Felix geliebt und gewünscht. Und hier, zu Maria-Trost, hatte er nun schon 40 Jahre in strenger Abtödtung, unter Wachen, Beten und Fasten und unter Arbeit und Uebung eines liebethätigen und gottseligen Lebens, zugebracht. Wie viel Heil und Segen er in dieser Zeit sowohl als Waldbruder, dann als Arzt, Freund und Rathgeber schon gestiftet, davon wußten die Bewohner der ganzen Umgegend, wie alle Pilger, die je einmal zu Maria-Trost gewesen, gar viel Rühmliches zu erzählen. Und was für ein süßer Lohn ihm vön Gott dafür geworden, konnte man auf seinem immer frohen und heitern Antlitze lesen; denn es war der äußere Abglanz seines innern Friedens und seiner heiligen Seelenfreude.

Dieß ist nun der fromme und ehrwürdige Greis, den wir als Bruder Felix an der Wallfahrt zu Maria-Trost kennen gelernt haben. Doch sein edler Charakter, wie alle seine Tugenden, werden uns im Verlaufe dieser Geschichte, zu unsrer innigsten Freude, noch weit herrlicher und anschaulicher vor die Augen treten.

An einem Freitage, Morgens in der Frühe, als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne durch das dunkle Gehölz in Christophs Hütte drangen, stand dieser mit Josepha, schon feiertäglich gekleidet, an der Bettstatt der kleinen Maria, die noch im süßen Schlummer lag. Sie waren nämlich im Begriffe, nach Maria-Trost zu wallen, um dort in heiliger Andacht das Meßopfer mitzufeiern. Die zärtliche Mutter betrachtete

lange mit einem ganz eigenen Gefühle die sanften und ruhigen Gesichtszüge der schlummernden Unschuld, und sprach endlich zu ihrem Manne: „Es kostet mich wahrhaftig eine Ueberwindung, ein dreijähriges Mädchen schon so frühe aus seinem sanften Schlummer zu wecken. Allein ich muß es doch thun; denn allein können wir das Kind nicht zu Hause lassen und ich habe es gestern Abend noch vor Schlafengehen mit dem Versprechen beruhigt, daß ich es Morgens wecken und nach Maria-Trost mitnehmen wolle. Es freuet mich sehr, daß das gute Kind nirgends lieber hingeht, als, wie es sich ausdrückt, zur Mutter Gottes und ihrem lieben Kindlein." — Hierauf neigte sich die Mutter zum Kinde nieder und weckte es mit einem Kusse, den sie ihm auf den lieblichen Mund drückte. Das erwachende Mädchen begrüßte die Mutter mit einem freundlichen Lächeln und mit dem katholischen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!" „in Ewigkeit!" erwiederten Vater und Mutter, und diese besprengte das Kind mit Weihwasser, das Kind selbst aber bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, begann sogleich das Vater unser, und die Eltern beteten langsam und ehrerbietig mit ihm. Kaum war das Mädchen angekleidet, so ertönte gar lieblich von Maria-Trost her der helle Klang des bekannten Glöckleins.

„Nun ist's Zeit, daß wir gehen," versetzte Christoph, „Bruder Felix läutet schon das erste Zeichen zur Messe." Sie gingen, und das lebensfrohe Mädchen hüpfte an der Hand der Mutter in seliger Wonne der Wallfahrt zu, wohin es so gerne ging. Nun waren sie Oben.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief ihnen am Eingang der Kirche der ehrwürdige Bruder entgegen. „In Ewigkeit!“ erwiederten diese mit Ehrfurcht. „Eilet und sehet!“ sprach Bruder Felix ferner, „was für eine seltsame Opfergabe unsre Kirche zu Maria-Trost diesen Morgen schon empfangen hat.“ —

Nach diesen Worten führte sie der Bruder eilends in die Kirche und geradezu zum Altare hervor. Und sieh' da! auf dem Altare lag ein wunderschönes Knäblein von nicht mehr als einem halben Jahre, das in feine Leinwand eingehüllt war und dessen zarte Glieder ein rothseidenes Band umschlang. Und auf der Brust trug es ein reich mit Gold gesticktes Ammulet, woran ein goldenes Kreuzlein hing. Des Kindes rothe Wangen glühten wie Feuer, und in den Äuglein perlten noch frische Thränen. Aber diesen Augenblick schlummerte es sanft und süß.

„Mutter! — liebe Mutter!“ — fragte in kindlicher Einfalt die kleine Marie, „wem gehört dieß liebe schöne Christkindlein hier?“ —

„Still', mein Kind, nur leise!“ erwiederte freundlich die Mutter, „sonst möchtest du den süßen Schlummer dieses Kindleins stören. Es ist“, setzte sie leise hinzu, „ein sehr schönes Kind, aber ein Christkindlein ist es nicht. Denn jenes Kindlein dort, das du auf dem Schooße der Mutter Gottes erblickst, ist das Bild des einzig wahren Christkindleins, das aber im Himmel ist.“

Allein das gute Mädchen konnte das schlummernde Kind nicht genug betrachten, und flüsterte der Mutter in's Ohr: „wenn nur das schöne Kindlein unser wäre!“ — „Nur Geduld, liebes Kind!“ flüsterte die Mutter

dem Mädchen zu, „vielleicht kann dein Wunsch erfüllet werden.

Jetzt kamen allmählig noch mehrere Leute herbei, und alle wunderten sich mit Christoph und Josepha gar sehr über den seltsamen Fund eines Kindes auf dem Altare einer Kirche.

„Das Kind," sprach eine alte Frau, „scheint aller Wahrscheinlichkeit nach vornehmen Leuten anzugehören. Mich wundert nur, wer das Kind an einem so heiligen Orte ausgesetzt haben mag?"

„Die Mutter des Kindes wohl schwerlich," versetzte Josepha. „Aber auch eben so wenig ein Dieb oder Räuber," fügte Christoph hinzu; „denn ein Solcher hätte gewiß das Amulet mit dem goldenen Kreuze nicht am Halse des Kindes gelassen." —

„Wer das Kind hier ausgesetzt," nahm Bruder Felix das Wort, „können wir unmöglich errathen; aber darum handelt es sich jetzt auch nicht. Die Hauptsache, um die es sich jetzt handelt, ist die Frage: ob sich wohl für den armen Findling eine Mutter finden lassen wird? — Doch sieh! wie Gott heute Alles so schön fügt! dort kommt der ehrwürdige Abt selbst, um heute hier die Messe zu lesen."

Bald darauf trat der Abt in das Heiligthum ein, und die Uebrigen zogen sich, bis auf den Bruder Felix, anständig in die Betstühle zurück. Nun führte Felix den Abt zum Altare hervor, auf dem das immer noch schlummernde Knäblein lag. Der Abt war darüber sehr erstaunt, und die Andern waren neugierig, was der gnädige Herr nun thun werde. Dieser ließ sich vom Bruder Felix vorerst erzählen, wie es zugegangen, daß dieses

Kind unbemerkt auf den Altar gelegt werden konnte. „Gnädigster Herr!“ erzählte Bruder Felix ehrerbietig, „ich habe diesen Morgen, wie gewöhnlich im Sommer, um vier Uhr zum englischen Gruß geläutet, und weil heute um sechs Uhr Messe ist, die Kirchthüre offen stehen lassen. Als ich um halb sechs Uhr wieder in die Kirche kam, um zur Messe das erste Zeichen zu geben, vernahm ich das Weinen eines Kindes, lief vor zum Altare, und fand darauf dieses schöne Knäblein.“ —

Der Abt betrachtete einige Augenblicke schweigend das Kind, und endlich sprach er den Kopf schüttelnd: „ein sonderbares Opfer und doch wahrscheinlich ein Opfer von einer ehrlichen Person, wie aus dem kostbaren Amulet mit dem goldnen Kreuze zu schließen ist, das nur eine ehrliche Person dem Kinde lassen konnte. In jedem Falle aber ist nun das arme Knäblein dem Altare geweiht, und ist es dereinst ein Mann geworden, so soll es, wenn ihm Gott dazu Talente und Beruf gegeben, auch dem Altare dienen.“ —

„Aber, gnädigster Herr!“ fragte Bruder Felix den Abt, „wer soll das arme Knäblein ernähren und auferziehen?“ —

„Ein Weib, das Mitleid und Mutterliebe besitzt,“ erwiederte der Abt, „wird es ernähren und erziehen und das Kloster wird dafür die Kosten tragen.“

Einige Augenblicke herrschte in der Kirche, in welcher etliche junge Weiber waren, eine tiefe Stille und es wollte sich keines von ihnen zur Mutter des armen Findlings melden. Alle, bis auf Eines, senkten aus Verlegenheit die Augen auf den Boden nieder. Und dieß eine Weib — es war Josepha, die arme Köhlerin — trat

ehrerbietig zum Abte hervor und ihr folgte Christoph und die kleine Maria.

„Wenn es, hochwürdigster Herr Abt, dem armen Findling an einer Mutter gebricht,“ sprach Josepha mit Bescheidenheit, „so ist es mir lieb, wenn Euer Gnaden mich dazu wählen. Aber, gnädigster Herr! ich will dafür keinen andern Lohn, als daß ich das Kind so lange mein eigen nennen darf, bis seine rechtmäßige Mutter auskundschaftet ist, und ich will ihm eine zärtliche Mutter sein.“ —

„Ja, gnädigster Herr! übergebet uns das Kind,“ bat Christoph, „und ich will ihm, wie meiner Maria, ein guter Vater sein.“

„Und ich will es lieb haben, recht im Herzen lieb haben,“ fügte die kleine Maria der Bitte ihrer Eltern bei.

„Gute, uneigennützige Leute!“ sprach tiefgerührt der Abt, „so empfanget hier aus meiner Hand, als aus der Hand der heiligen Mutter-Kirche, den armen Findling und erziehet ihn christlich. Und ist er groß und verständig geworden, so stellet ihn mir wieder vor, damit ich ihn, wenn er Fähigkeiten besitzt, dem Studium widmen kann. Es wird euch, liebe Leute, alsdann eine große Freude gewähren, wenn sich euer Pflegling dereinst dem Dienste der heiligen Kirche weiht, von der ihr ihn so eben empfangen habt.“

So sprach der ehrwürdige Abt und legte den Findling auf die ausgebreiteten Arme der Pflegemutter. Das Knäblein erwachte und lächelte hold, wie ein Engel, seiner zweiten Mutter entgegen.

„Gnädigster Herr!“ sprach hierauf der Bruder Felix zum Abte, „Ihr habt den Findling in die würdigsten

Arme gelegt; denn ich kenne diese Leute als die brävsten im ganzen Gau." — „Dafür werde ihnen Gottes Lohn!" versetzte der Abt, begab sich in die Sakristei, und bald begann der Gottesdienst. Christoph und Josepha hatten noch selten, wie dießmal, das heilige Meßopfer mitgefeiert, ihr Herz erglühte von Andacht, von Gottes- und Menschenliebe. Die kleine Maria aber konnte nach Kinderweise kaum das Ende des Gottesdienstes erwarten, um dann draußen und daheim das so eben empfangene Brüderchen so recht nach Herzenslust liebkosen zu können.

Nun aber lag den Pflegeältern noch eine recht wichtige Frage am Herzen: ob nämlich das Kind auch getauft sei und wie sie es nennen sollen? Christoph trug nach dem Gottesdienste dem Abte diese Frage vor und dieser erwiederte zu seiner Beruhigung also: „Aus dem Kreuze, welches das Kind an der Brust trägt, und welches ein Zeichen des Erlösers ist, kann man ganz wahrscheinlich schließen, daß es das Kind einer christlichen Mutter sei und auch die heilige Taufe empfangen habe. Und da des Kindes Taufnamen uns unbekannt ist, so gebet ihm, wenn Ihr wollet, den meinigen." Der Abt hieß „Joseph." Die Pflegeältern des Findlings gingen nun fröhlich nach Hause, und gaben ihm dem Namen „Joseph"

Drittes Kapitel.

Wie der Baum, so die Frucht.

Christoph und Josepha hatten also den verwaisten Findling großmüthig und freiwillig an Kindes Statt angenommen und mit einander den heiligen Entschluß gefaßt, ihr Pflegkind eben so gewissenhaft und gut zu erziehen, wie ihr leibliches Kind. Diese edlen Menschen waren selbst arm und hatten nichts, als was Christoph mit dem Kohlenbrennen verdiente; aber sie lebten sehr genügsam und zufrieden und dachten und sprachen daher unter sich: „wo Maria ißt, wird Joseph auch noch essen." Die schöne That ihrer Menschenliebe wurde von allen Gutgesinnten nach Verdienst gerühmt; nur Anna, Kaspars übelgesinnte Frau, tadelte sie, und fügte ihrem Tadel noch allerlei Lügen und Schmähungen bei.

„Josepha und ihr Mann," sprach Anna zu einer gleichgesinnten Freundin," sind doch erzdumme und hochmüthige Menschen. Wie du weißt, haben sie kaum für sich zu leben, nehmen aber dennoch einen Findling von der Straße weg an Kindes Statt an, als wären sie reiche und vornehme Leute, die im Ueberfluß leben können. Der Abt wollte ihnen für das Kind jährlich ein schönes Kostgeld bezahlen; aber nein, die Hochmüthigen verschmähten es, als bedürften sie es nicht, oder als hätten sie etwas zu verschenken. Und doch können

sie, wie man gar wohl weiß, nur kümmerlich ihr eigenes Kind ernähren. Aber dieß Großthun soll ein Beweis von Großmuth und Uneigennützigkeit sein. Ja wann dabei auch etwas zu hoffen wäre, dann wollte ich nichts darüber sagen. Aber außer einem Amulet mit einem goldnen Kreuzchen, das nach Befehl des Abtes dem Kinde als Eigenthum aufbewahrt werden muß, fand man rein nichts bei ihm: weder eine Urkunde, noch eine Versicherung auf eine künftige Belohnung. So weiß man ja gar nicht, woher es stammt; ob von Heiden, oder Juden, von ehrlichen Leuten, oder wohl gar von liederlichen Vagabunden. Unsre großmüthige Nachbarsleute meinen zwar, es wäre zum allerwenigsten ein Grafenkind und rechnen im Stillen auf eine reichliche Belohnung, wenn etwa mit der Zeit der reiche Vater, oder die vornehme Mutter desselben entdeckt werden sollte. Sieh', das ist die gerühmte Großmüthigkeit, die jene Leute heucheln! Aber all' ihr Frommthun ist nichts als Scheinheiligkeit und Heuchelei. So könnte und wollte ich auch ein Kind annehmen, und es so gut, wie sie, ernähren, wenn sich einmal ein reicher Herr als dessen Vater einstellt und es um etliche tausend Gulden von mir auslöst. Allein die scheinheilige Josepha wird sich gar wüst verrechnen; denn das Findelkind wird groß und alt werden, aber weder ein Ritter, noch ein Graf erscheinen, um es großmüthig mit einer hohen Summe Geldes auszulösen. So muß es aber allen dummen und hochmüthigen Menschen ergehen." — So tadelte, schmähte und verläumdete die liebelose Anna zwei der edelsten Menschen, und diese duldeten und schwiegen, als ihnen diese Lügen

und Schmähungen zu Ohren kamen und beruhigten sich mit ihrem guten Gewissen.

„Das verwaiste Kind dauerte mich gar sehr und ich nahm es um Gotteswillen auf," sprach Josepha zu ihrem Manne, „und ich willigte ein," fügte Christoph bei, „weil unser Heiland sagt: „wer eines dieser Kleinen um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich selber auf." „Und sollten wir unsern Herrn nicht gerne aufnehmen, da er uns erlöset und zu Kindern Gottes und Erben des Himmelreichs gemacht hat!?" —

„Auch hat der fromme Bruder Felix mir einmal gesagt" sprach Josepha weiter, „es stehe in der heiligen Schrift geschrieben, daß dieß der schönste Gottesdienst sei, wenn man sich um Gottes willen armer Wittwen und Waisen erbarme und sie in der Trübsal tröste." — Hierauf erneuerten Beide nochmals den edlen Vorsatz, den lieben kleinen Joseph recht sorgfältig zu verpflegen und ihn fromm und gut zu erziehen, wozu sie auch Gott um seine Gnade anflehten.

Noch an demselben Morgen, an welchem des Findlings Pflegeeltern von Maria-Trost nach Hause kamen, holte Christoph die Wiege von der Bühne herab, und stellte sie zur herzlichen Freude der kleinen Marie in die Stube, und Josepha bereitete dem Kinde mit mütterlicher Sorgfalt in der Wiege ein weiches Bettlein zu und legte es darein, nachdem sie es zuvor mit warmer Ziegenmilch genährt hatte. Maria aber, die an ihrem Brüderchen eine ungemein große Freude hatte, setzte sich auf einen Schemmel neben die Wiege hin, und tändelte gar zärtlich mit ihm.

„Liebe Maria!“ sprach die Mutter endlich zum Mädchen, „laß jetzt das Kind in Ruhe; denn sieh! es scheint recht müde und schläfrig zu sein. Ich will daher dem lieben Kinde, damit es um so bälder einschlummere, jenes Wiegenlied singen, womit ich früher dich recht oft in den süßen Schlummer eingesungen habe. Die Mutter sang und das Kind schlummerte bald ein. Das Lied und die Kunst, Kinder sanft einzuschläfern, gefiel der kleinen Maria sowohl, daß sie die Mutter inständig bat, sie dieß Wiegenlied zu lehren, damit sie auch, wie sie sich ausdrückte, das liebe Brüderchen mit Singen einschläfern könne. Die gute Mutter gewährte ihre Bitte und schon nach wenigen Tagen saß das muntere Mädchen an der Wiege des Kindes, und sang ihm mit lieblicher Stimme so oft und so lange das Wiegenlied vor, bis es die müden Äuglein schloß und zu schlummern begann. Das Mädchen sang, wie folgt:

„Lieb Brüderchen mein,
O, schlaf doch ein!
Zu süßer Ruh
Schließ d' Äug'lein zu!

Schlaf ohne Sorgen,
Fort bis Morgen!
Die ganze Nacht
Dein Engelein wacht.

Drum schlaf doch ein,
Lieb Brüderchen mein!
Wie der Tag sich regt,
Dich dein Engelein weckt.

Der kleine Joseph wuchs, wie die muntere Maria unter der sorgsamen Pflege der Mutter frisch und ge-

sund heran, und beide Kinder nahmen, wie die heilige Schrift vom göttlichen Knaben Jesus sagt, täglich zu, wie an Alter, so auch an Verstand und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen. Christoph und Josepha verstanden es aber auch, ihre Kinder wahrhaft christlich und fromm zu erziehen.

Da sie an gewissen Neigungen und Regungen ihrer Kinder bemerkten, wie in ihrer verderbten Natur das Böse schon aufzukeimen begann; so richteten sie alle ihre Aufmerksamkeit darauf und benützten sorgfältig jede Gelegenheit, wo sie das Böse in dem Herzen ihrer Kinder schon im Keime ersticken konnten. Wenn der kleine Joseph die Händlein nach Gegenständen ausstreckte, die man ihm vernünftigerweise nicht geben konnte, und er mit Ungestümm, sogar mit Geschrei darnach verlangte; so wurde ihm das, was er eigensinnig und trotzig begehrte, mit unerbittlichem Widerstande verweigert. Und sieh! es war von guten Folgen. Denn auf diese Weise wurde im Herzen des Kindes die verkehrte Neigung des Eigensinns und Eigenwillens anfänglich geschwächt und endlich bei der immer gleichen Behandlung vollends unterdrückt. Auf dieselbe vernünftige Weise hatten sie früher schon in der Brust ihres eigenen Kindes den Eigensinn bei den ersten und leisesten Regungen unterdrückt, und darum war auch Maria schon als ein Mädchen von drei Jahren so sanftmüthig und gehorsam, daß sie einem Lämmchen glich. Und so sanftmüthig, lenksam und gehorsam wie Maria, wurde auch Joseph. Und jetzt war im Innern beider Kinder der Grund zu den Tugenden der Selbstbeherrschung, Selbstverläugnung, Entsagung und Entbehrung gelegt, worauf die Eltern gewissenhaft fort-

bauten, bis das herrliche Gebäude eines frommen und gottgefälligen Lebens immer schneller der Vollendung näher kam. Da aber das beste Erdreich unfruchtbar bleibt, wenn es auch noch so fleißig vom Unkraute gereinigt, aber nicht zugleich auch mit guter Saat angepflanzt wird; so versäumten die frommen Eltern auch die rechte Zeit der Aussaat nicht, sondern streuten unter Anrufung Gottes schon recht frühe die ersten Samenkörner zum Wachsthum des göttlichen Reiches in die empfänglichen Herzen ihrer Kinder. Und in dem Erdreiche, das die Eltern immer sorgsam vom Unkraute reinigten und das Gottes Gnade immer fruchtbarer machte, keimten, wurzelten und wuchsen schön heran die drei himmlischen Pflanzen — Glauben, Hoffnung und Liebe, — und neben und mit diesen wuchsen auch allmählig alle übrigen Pflanzen des Reiches Gottes empor. Denn ihre Aussaat war Gottes Wort, und sie pflegten der Saat zu einem gottseligen Leben nur mit Hilfe Gottes und seiner heiligen Kirche. Gebet, Unterricht in der Religion Jesu Christi, Gottesdienst und der eigene fromme Wandel waren ihre Hauptmittel zur Erziehung ihrer Kinder; weßhalb diese auch recht fromm, tugendhaft und gottgefällig geworden sind. Und die braven Eltern ärndteten auch bald, was sie ausgesäet: die tugendhaften Kinder machten ihnen viel Ehre und Freude.

Auch Kaspar und Anna hatten zwei Kinder, — es waren gesunde und talentvolle Knaben — von denen der ältere „Jakob" und der jüngere „Konrad" hieß. Aber ach! es war Schade um sie; denn sie wurden ganz verkehrt und schlecht erzogen. Die unverständige Anna liebte ihre Kinder, wie eine Affenmutter ihre Jungen

und Kaspar, der viel guten Willen gehabt hätte, durfte zum Besten seiner Kinder weiter nichts thun, als für sie durch saure Arbeit das tägliche Brod verdienen. Wann er — was recht oft geschah — mit Augen sehen mußte, wie die Affenmutter, so lange sie bei guter Laune war, den Kindern in Allem, selbst auch in dem, was ihnen an Leib und Seele schädlich werden konnte, den Willen erfüllte; dann aber, wenn sie bei übler Laune war, sie oft wegen unbedeutenden Dingen hart, fast grausam, züchtigte: übernahm ihn der Zorn und er konnte nicht mehr schweigen. Aber was er alsdann sprach, es mochte noch so recht und gut sein, das wurde von ihr mit Schimpf und Spott erwiedert.

Eines Tages, — es war nach dem Mittagessen, — als der kleine Jakob die beiden Händlein nach einem Glase ausstreckte und es mit Ungestümm verlangte, wollte es der Vater den Blicken des Kindes entziehen. Aber jetzt war Feuer im Dach. Das verzogene Kind schrie aus vollem Halse, und krümmte auf dem Schooße der Mutter aus grimmigem Zorne seine Gliedlein. Und die Affenmutter riß mit einem derben Fluche dem Vater das Glas aus der Hand, und übergab es dem lieben Äfflein gar zärtlich mit den Worten: „Da, nimm's, mein liebes Jakobele"! und mach' dem bösen Vater mit der Faust „mei! mei!" Der böse, böse Vater will seinen Kindern auch gar keine Freude gönnen." — Aber patsch! — da lag das Glas in hundert Stücklein zerschmettert auf dem Boden. „Da liegt jetzt die Kinderfreude auf dem Boden, und ich habe dabei das große Vergnügen, wieder ein neues Glas zu kaufen," versetzte Kaspar mit Unwillen.

„Ei! was liegt denn an einem Trinkglase?“ erwiederte Anna zornig, „um wenige Kreuzer kauft man ja wieder ein neues. Aber nicht wahr? du liebst das Weinglas mehr, als deine Kinder.“

„Anna! wir wollen jetzt wegen eines Trinkglases nicht hadern; denn nicht das zerbrochene Glas, sondern das Verderbniß unsrer Kinder geht mir so nahe an's Herz. Ja, Anna! Anna! du verderbst unsere Kinder an Leib und Seele und verdienst an ihnen noch einmal die Hölle. Und ich vielleicht mit dir!?“ —

So sprach Kaspar und ging als schwacher Mann seufzend hinaus an die Arbeit. Aber drinnen in der Stube brach jetzt das Ungewitter los. Anna lärmte, schimpfte und fluchte, wie eine Unsinnige, und der arme Kaspar bekam einige Tage lang zu seiner sauren Arbeit von Anna nur ein saures Gesicht.

Solche und ähnliche Auftritte, die als eben so viel traurige Belege dienen, wie verkehrt Anna ihre Kinder erzog, gab es in Kaspars Hütte fast jeden Tag. Und allmählig zeigten sich die traurigen Folgen dieser schlechten Kinderzucht und zwar zur Geißel der Eltern. Denn die beiden Knaben wurden, wie es auch nicht anders kommen konnte, eigensinnig, ungehorsam, trotzig, wiederspenstig, ausgelassen, lügenhaft und heuchlerisch. Jakob war schon sechs Jahre alt, und konnte noch nicht einmal das heilige Kreuzzeichen machen, noch viel weniger das Vaterunser beten; hingegen aber konnte er schon fast so geläufig, wie seine gewissenlose Mutter, schimpfen, zanken und fluchen. Und Konrad schien seinen Bruder in allen bösen Stücken noch übertreffen zu wol-

len. So waren Kaspars Kinder von denen seines Nachbars in Allem das Gegentheil.

So wenig und so ungerne Christophs gute Kinder mit den ausgelassenen Knaben Umgang pflogen, so war es doch bei einem so nahen und einsamen Beisammenwohnen fast unvermeidlich, daß beiderlei Kinder nicht auch hie und da zu einem muntern Spiele zusammenkamen. Aber kein Spiel endete ohne Zank und Schlägerei, und daran war jedesmal entweder Jakob oder Konrad, oder oft auch Beide zugleich schuld. Dieß war Christoph und seiner braven Frau, denen nichts mehr am Herzen lag, als das Heil ihrer Kinder, sehr unangenehm, und die Furcht, des Nachbars Knaben möchten allmählig auch ihre Kinder verderben, beunruhigte sie Tag und Nacht. Diese Herzensangelegenheit offenbarten sie dem ehrwürdigen Bruder Felix, der sie schon in mancher mißlichen Lage wohl berathen und getröstet hatte. Und dieser verständige und fromme Mann, der Christophs brave Kinder gar wohl leiden mochte, zeigte den ängstlichen Eltern einen Ausweg, der sie nicht nur beruhigte, sondern auch mit Trost und Freude erfüllte.

Bruder Felix erlaubte nämlich Christophs Kindern, ihn täglich besuchen und bei ihm einige Stunden verweilen zu dürfen. Um sie nützlich und angenehm zu beschäftigen, gab ihnen dieser Kinderfreund Unterricht bald in der Religion, bald im Lesen und Schreiben. Und im Frühling und Sommer lehrte er sie alle jene Garten- und Feldgeschäfte, die sowohl ihrem Alter, als auch ihren Kräften angemessen waren. So sehr dieß die guten Kinder und ihre Eltern erfreute, eben so sehr verdroß es Anna und ihre boshaften Knaben. Diese konn-

ten ihren Ärger darüber nicht verbergen. Darum suchten sie Christophs friedliche Kinder auf jede Weise zu kränken, und die boshaften Knaben thaten sogar dem menschenfreundlichen Bruder Felix alles Mögliche zu Leide, was sie nur ungesehen verüben konnten. Bald richteten sie in seinem Gärtlein, auf das er so viele Mühe verwendete, allerlei Schaden an, bald stahlen sie ihm Blumen und Obst. Einmal hatte er sie an der That ertappt, aber die jungen Bösewichte waren seiner Hand entwischt. Als er ihren Eltern davon die Anzeige machte, läugneten die Bösewichte Alles hinweg, und die gottlose Mutter nahm sie gegen den Vater, der sie nach Verdienst abstrafen wollte, mit Eifer in Schutz. Dieses hatte den ehrwürdigen Mann doppelt gekränkt, und für die Lehre, die er diesen bösen Menschen gleichsam wie mit prophetischem Geiste gab, wurde er verklagt, verspottet und beschimpft. Aber des Greisen prophetische Worte: „daß, wenn es so fortgehe, die Welt an diesen Knaben gar bald zwei Bösewichte mehr erhalten werde," gingen bälder, als Anna es vermuthete, in Erfüllung.

Viertes Kapitel.

Die beiden Bösewichte.

Obwohl Christophs Kinder vom ehrwürdigen Bruder Felix, wie auch von ihren Eltern, in den göttlichen Religions-Wahrheiten täglich unterrichtet wurden, so besuchten sie dennoch mit Liebe und Eifer den öffentlichen

Religionsunterricht, der wöchentlich zweimal im Kloster vom Pater Augustin den Kindern des Kirchspiels gegeben wurde. Diesem Unterrichte sollten auch Jakob und Konrad anwohnen; allein diese nichtswürdigen Knaben zeigten zur Erlernung der heil. Religionswahrheiten so wenig Lust und Liebe, daß sie den Unterricht versäumten, so oft sie nur konnten und, wann sie auch darin waren, darauf gar nicht Acht gaben, sondern an boshafte Streiche dachten, die sie theils schon verübt hatten, theils noch verüben wollten. Daher kam es auch, daß diese Knaben von der christkatholischen Religion gar nichts wußten und überhaupt gegen Gott, Religion und Tugend ganz gleichgiltig waren.

Maria empfing in ihrem dreizehnten Jahre mit ausgezeichneter Vorbereitung und musterhafter Andacht und Frömmigkeit die erste heilige Kommunion; auch Joseph hatte schon einige Mal mit sichtbarer Rührung gebeichtet; Jakob und Konrad aber konnten wegen ihrer Unwissenheit noch nicht einmal zur ersten heiligen Beichte zugelassen werden. Und doch war Jakob nur zwei Jahre jünger, als Maria, und Konrad war so alt, als Joseph. Der Grund ihrer Unwissenheit lag nicht im Mangel an Fähigkeiten, sondern vielmehr an ihrer Trägheit und Gleichgiltigkeit gegen alles Gute, Göttliche und Heilige. Aber die Schuld ihres religiös-sittlichen Verfalls lastete hauptsächlich auf dem Gewissen ihrer gottvergessenen Mutter. Es war somit kein Wunder, wenn man mit jeder neuen Woche auch von neuen liederlichen Streichen erzählen hörte, die diese gottlosen Knaben bald da bald dort verübte. Doch von allen will unsre Geschichte nur zwei erzählen, die aber hinreichen dürfen, um uns von der

Verderbtheit dieser Knaben ein schauderhaftes Bild vor die Seele zu führen.

Eines Tages machte Anna bei Bekannten, die in einem etwa zwei Stunden weit von Maria-Trost entlegenen Dorfe wohnten, einen Besuch. Weil Jakob mit der Mutter schon einmal dort gewesen und der Vater ihn heute zur Aufrichtung eines frischen Holzstoßes ganz besonders nothwendig brauchte, so nahm Anna dießmal nur Konrad mit. Jakob aber, der zu Hause bleiben mußte, heulte wie ein angebundener Hofhund, stampfte wie ein Rasender mit den Füßen den Boden und fluchte, wie ein Heide. Doch dießmal blieb die Mutter unerbittlich und erfüllte dem sonst lieben Söhnlein den Willen nicht. Jakob mußte, ob er wollte oder nicht, dießmal zu Hause bleiben. Aber plötzlich hörte Jakob zu weinen auf, senkte die Augen auf den Boden nieder und stierte vor sich hin, als wollte er auf irgend einen bösen Streich sinnen. Und da die Mutter mit Konrad Abschied nahm, schien er heiter, ja sogar lustig zu sein. Man ging sogleich an die Arbeit und Jakob half dießmal dem Vater so willig und eifrig, daß sich dieser nicht wenig darüber wunderte. Denn bis jetzt hatte er nichts ohne Murren gethan, und auch die leichtesten Geschäfte stets nur schläfrig und mit Unwillen verrichtet.

„So gottlob!" versetzte der Vater, „nun wäre der Holzstoß fertig. Jetzt wollen wir ihn von Außen sorgfältig mit Wasen decken, damit, wenn wir das Feuer anzünden, keine Luft nach Innen dringen und das Feuer zur Flamme anfachen kann. Denn sonst bekämen wir" — das sagte er mit lächelndem Munde — „anstatt einen

Kohlen- nur einen Aschenhaufen. Doch vor einem solchen Unfall wolle uns Gott bewahren!"

So sprach der immer noch christlich gesinnte Vater; aber sein gottloser Sohn spottete heimlich seiner Worte und sein verderbtes Herz freute sich schon zum Voraus auf den Augenblick, wo er sich an seinen Eltern werde rächen können. Denn der verwöhnte Knabe konnte es ihnen nicht verzeihen, daß er heute ein Vergnügen entbehren, daheim bleiben und arbeiten mußte.

Die Sonne neigte sich schon zum Untergange und es begann zu dunkeln, als der Vater in die Hütte ging, sich müde auf eine Bank niederließ, um ein wenig auszuruhen. Er wischte seufzend den Schweiß von der Stirne, stützte den Arm auf den Tisch und legte sein müdes Haupt darauf und sprach leise vor sich hin: „Seitdem Anna mich von Christoph trennte, kommt mich das Kohlenbrennen noch so hart an und das Glück scheint mich verlassen zu haben. Christoph macht seither immer bessern Markt, als ich. Nun ich gönne es ihm von Herzen, denn der Edle verdient es gar wohl. Ach, daß wir doch nie getrennt worden wären!" —

Jetzt wurde Kaspar durch ein fürchterliches Geschrei aus seinen Gedanken aufgeschreckt. „Es brennt!" schrie Jakob aus vollem Halse und jammerte im Scheine, lachte aber heimlich mit wahrhaft teuflischer Schadenfreude. Der arme Vater eilte jammernd herbei, wollte dem Feuer wehren, aber es war vergebens. Der Holzstoß stand schon in hellen Flammen und verbreitete um sich her eine solche Hitze, daß, wer sich Hände und Gesicht nicht verbrennen wollte, sich nicht nähern konnte.

„Ach, wäre Christoph da gewesen!" jammerte Kas-

par mit einer Thräne im Auge, „dann wäre dieß Unglück nicht geschehen!“ Christoph war an diesem Tage mit seinen Kohlen zu Markte gegangen und seine Frau betete zu dieser Stunde mit ihren Kindern zu Maria-Trost. Während Kaspar so jammernd vor dem brennenden Holzstoße stand, ohne zur Rettung eines Theils des Holzes Hand anlegen zu können, eilte ein Mann den nahen Hügel herab und gerade auf Kaspar zu. Es war der biedere Förster und Jägermeister des Klosters. Er hatte auf der Anhöhe des gegenüberliegenden Hügels, den ein Waldbach von diesem Platze trennte, zugesehen, wie der Holzstoß in Flammen gerieth, war sogleich dahin geeilt, um das Feuer löschen zu helfen. Aber der Steg, der über den Bach führte, war weiter unten und das Wasser, das gerade durch starke Regengüße sehr angeschwollen war, konnte er unmöglich durchwaten. Darum kam seine Hilfe zu spät.

„Wie ich sehe, lieber Kaspar!“ sprach der Förster, „komme ich leider zu spät. Es thut mir sehr leid, aber die Schuld liegt nicht an mir. Aber noch was Anderes thut mir am meisten leid, daß ich dir, armer Kaspar, in's Angesicht sagen muß: dein Sohn Jakob ist ein Bösewicht.“ Hier warf der Förster dem boshaften Knaben einen drohenden Blick zu und fuhr in seiner Rede fort. „Weißt du auch, Kaspar, wie dein Holzstoß in Flammen gerathen ist? Da du es nicht weißt, so will ich es dir sagen; denn ich weiß es ganz bestimmt, und bin von der Frevelthat ein Augenzeige gewesen. Erschrecke nicht, guter Kaspar, wenn ich dir sage, daß Jakob dort, dein eigener Sohn, den Holzstoß in Flammen gesetzt hat.“

„Um Gotteswillen!“ rief Kaspar staunend aus, „also mein eigener Sohn hat mir diesen Schrecken und diesen Schaden verursacht!?“ —

„Ja dein eigener gottvergessener Sohn hat diese schändliche That verübt,“ fuhr der Förster fort. „Dort oben auf dem Hügel habe ich ihm zugesehen, wie er am Holzstoße eine kurze Leiter anstellte, hinaufstieg, etliche Stück Wasen wegriß und auf den Boden warf. Jetzt stieg aus der Mitte des Holzstoßes ein dicker, schwarzer Rauch empor, und gleich darauf eine helle Flamme, und im Augenblick war der ganze Holzstoß nur ein Feuer. Diese Freventhat deines Sohnes empörte mein Gemüth und ich eilte hieher, um noch retten zu helfen, was zu retten sein würde.“

Auf diese Anklage trat Jakob, frech wie er war, vor den Förster hin und nannte ihn mit einer unglaublichen Unverschämtheit in's Angesicht einen Lügner. Dieser aber, über eine solche Bosheit äußerst empört, versetzte dem unverschämten Buben eine so derbe Maulschelle, daß ihm das Blut aus Mund und Nase floß. „So! dieß ist einstweilen die Strafe für deine Unverschämtheit,“ sprach der Förster zu Jakob, der heulte wie ein Wolf, „und die verdiente Strafe für deine Frevelthat wird dir hoffentlich dein Vater noch geben.“

Nun aber begann der boshafte Knabe den braven Förster so zu beschimpfen, daß er auf's tiefste gekränkt und beleidigt wurde. Der erzürnte Vater wollte den schändlichen Buben züchtigen; aber dieser entfloh. Und in dem Augenblicke, wo der Förster sich entfernen wollte, trat Anna mit Konrad in den Hof und führte Jakob, der noch immer aus Mund und Nase blutete, an der

Hand. Wie eine Furie fiel sie mit Schimpfworten über den Förster her.

„Was habt Ihr für ein Recht, mein Kind so zu mißhandeln? Wenn Ihr nur zu uns kommen wollet, um durch falsche Anklagen meine Kinder in üblen Ruf zu bringen, und nicht nur den Vater gegen sie aufzuhetzen, sondern sie sogar noch ohne Ursache zu mißhandeln; so könnet Ihr von uns weg bleiben. Ihr habt meinen Jakob einer Frevelthat beschuldigt, deren er, wie ich weiß, nicht fähig ist und die er auch, wie er selbst sagt, nicht begangen hat. Pfui, Herr Förster! so etwas hätte ich Euch nie zugetraut. Ein Mann, wie Ihr es sein wollet, sollte sich solcher Bubenstücke schämen.“ —

So schrie und schimpfte Anna in einem Athemzuge, so daß der Förster, der anfänglich die aufgebrachte und betrogene Mutter besänftigen und von der Wahrheit des Geschehenen überzeugen wollte, nicht zu Worte kommen konnte. Und da er sah, woran er sei und keine Lust hatte, sich von einem so unvernünftigen Weibe noch länger beschimpfen zu lassen, entfernte er sich mit den wenigen Worten: „Nun wundere ich mich nicht mehr, warum diese Knaben schon so frühe ausgemachte Bösewichte geworden sind.“ Hierauf brachen nicht nur die Mutter, sondern auch ihre gleichgesinnten Söhne in Scheltworte und Lästerungen aus und riefen dem Förster Schimpfworte nach, so lange sie ihn nur sehen konnten.

Ungefähr ein Jahr darauf ereignete sich mit Kaspars Knaben ein schauderhafter Vorfall, der wohl geeignet gewesen wäre, der verblendeten Anna die Augen zu öffnen, hätte sie nicht ein gar so hartes Herz gehabt.

An einem Nachmittage gingen Jakob und Konrad

in den Wald, um, wie sie sagten, Vogelnester zu suchen. Sie wollten auch den braven Joseph überreden, daß er mit ihnen gehen sollte. Aber dieser blieb zu Hause, weil ihm die Eltern das Suchen und Ausnehmen der Vogelnester verboten hatten. Und zudem waren Jakob und Konrad als Thierquäler bekannt und man erzählte in dieser Hinsicht grausame Dinge von ihnen. Die beiden Thierquäler gingen nun allein.

Um dieselbe Zeit war auch der ehrwürdige Bruder Felix in den Wald gegangen, um, wie er oft zu thun pflegte, Heilkräuter zu suchen. Er hatte kaum sein Geschäft begonnen, so vernahm er aus der Nähe ein jämmerliches Gekrächze zweier Raben, die kreisförmig um den Gipfel einer hohen Tanne herumflatterten. Und hie und da mischte sich ein gellendes Gelächter darunter.

„Das sind Kaspars gottlose Knaben, wenn ich mich nicht irre," sprach Felix bei sich, „eher als nicht treiben die Thierquäler im Dunkel des Waldes wieder ihr grausames Geschäft. Aber dießmal will ich die geübten Lügner an der That ertappen." Er schlich sich daher unbemerkt bis nahe zu jener Tanne hin, um welche die krächzenden Raben flogen und ein dichtes Gebüsch machte ihn unsichtbar. Aber ach, welch ein schaudervoller Anblick! Unter der Tanne auf der Erde lagen etliche junge Raben, die noch nicht gar todt waren, aber von einem Knaben grausam zu Todte gemartert wurden. Und dieser gottlose Knabe war Jakob.

„Ist keiner mehr im Neste?" rief dieser zu Konrad hinauf, der zu oberst auf dem Gipfel der hohen Tanne saß. „Wenn noch einer darin ist, so wirf ihn herab,

damit ich ihm mit dem spitzigen Eisen noch den Garaus machen kann."

„Ich habe hier wohl noch ein gar hübsches junges Räblein," erwiederte Konrad mit gellendem Gelächter, „hörst es denn nicht schreien? Sieh', wie es zappelt! Der kleine Vogel hat ein zähes Leben, wie eine Katze; ich martere ihn schon lange auf jegliche Weise, aber er will nicht darauf gehen."

„Dreh' ihm den Hals um und er wird bald ausgezappelt haben," rief Jakob kichernd hinauf." „Warum nicht auch," erwiederte Konrad, „ich lasse ihn gerne so lange zappeln; denn dieß macht mir den größten Spaß."

„Das sind gottlose Kinder, eine wahre Höllenbrut!" sprach der Bruder Felix bei sich. Sein Gemüth war über solche Grausamkeit, von Knaben mit einer wahren Herzenslust verübt, so empört, daß er sich alle Gewalt anthun mußte, um noch so lange in seinem Versteck zu bleiben, bis Konrad von der Tanne heruntergestiegen sein würde. Endlich stieg der junge Bösewicht, den zu todt gemarterten Vogel hinwegschleudernd, von der hohen Tanne herab. Aber in dem Augenblicke, wo beide Thierquäler, um ihre Grausamkeit zu vollenden, im Begriffe waren, mit den Füßen die todten Vögel zu zertreten, stürzte Bruder Felix aus seinem Versteck hervor, packte mit der Rechten den Jakob und mit der Linken den Konrad, indem er mit donnernder Stimme ausrief: „Bleibt, ihr Bösewichte! nicht einen Schritt von der Stelle! Nun endlich habe ich die gottlosen Thierquäler an der That ertappt! Läugnet jetzt, wenn ihr könnet! Seht, Unmenschen! hier liegen die armen Opfer eurer teuflischen Grausamkeit und hört ihr das jammervolle Kräch-

zen der Alten, deren Junge ihr zu todte gemartert habt!? Sie beklagen ihre Jungen und schreien Rache über deren Mörder. Ja, Mörder seid ihr und habt, wie Mörder den Tod verdient. Denn wer arme Thiere, unschuldige Vögelein, so martern und morden kann, der ist im Stande, das Nämliche auch an Menschen zu thun. Ich prophezeihe euch, und das ist leicht zu prophezeien, daß ihr, wenn ihr euch nicht bekehret und bessert, schon nach wenigen Jahren am Galgen sterbet. Ihr hättet eigentlich jetzt schon den Galgen verdient. Und wenn Gott, der Allmächtige und Allwissende, der alle eure Bosheiten kennt und euer wüstes Herz durchschaut, euch bis jetzt noch verschonen wollte, so that er's nur aus grundloser Barmherzigkeit, die euch noch Zeit zur Bekehrung und Besserung lassen will, damit ihr nicht in euern Sünden sterben und nicht in die Hölle stürzen sollet. Saget nun, Bösewichte, was wollet ihr thun? Wollet ihr Gottes Barmherzigkeit noch länger mißbrauchen und ihn durch eure Frevelthaten endlich zur schrecklichen Strafe herausfordern? Wenn ihr das thut; dann weh' euch! Aber, unglückliche, tiefgefallene Kinder! ich bitte euch, thut das nicht! Nein, höret auf, so böse zu sein und täglich Gott und die Menschen so schrecklich zu beleidigen. Wer thut denn euch je was zu Leide und was haben euch die armen Thierlein schon zu Leide gethan?" — Hier trat in des frommen Bruders Auge eine Thräne und auch Jakob und Konrad, die am ganzen Leibe zitterten, schienen gerührt zu sein. Die Heuchler fielen auf die Kniee nieder, flehten um Verzeihung und versprachen Besserung.

„So gehet in Gottes Namen nach Hause und haltet euer Versprechen!" versetzte Bruder Felix und ließ beide

Knaben aus den Händen los, mit denen er sie bisher fest gehalten hatte. „Aber das sage ich euch noch, daß ihr, wenn es euch mit der Besserung nicht Ernst ist, Gottes Strafe nicht entrinnen werdet."

O, wie wahr hatte Bruder Felix gesprochen, und wie sobald gingen seine drohenden Worte in Erfüllung! Die Bösewichte waren kaum hundert Schritte vom Bruder Felix entfernt, so brachen sie in ein höhnisches Gelächter aus, und begannen den ehrwürdigen Bruder zu verlachen und zu verspotten.

Wie ehemals der heilige Prophet Elisäus, als er ebenfalls von gottlosen Kindern verspottet worden, so blickte jetzt mit heiligem Unwillen und mit schmerzvoller Wehmuth auch dieser ehrwürdige Greis gen Himmel, und klagte Gott seinen Schmerz. Und wie Gott die Spötter des heiligen Propheten plötzlich strafte, indem zwei Bären aus dem nahen Walde hervorstürzten und die gottlosen Kinder zerrissen und auffraßen; eben so folgte diesen beiden Bösewichten Gottes Strafe auf den Fersen nach.

Ungefähr nach einer Stunde hatte Bruder Felix jene Kräuter gefunden, die er für heute haben wollte, und war schon auf dem Heimwege begriffen, als er wieder das fürchterliche Krächzen verfolgter Raben vernahm.

„So haben denn die Bösewichte ihrer unmenschlichen Grausamkeit schon wieder neue Opfer gebracht!" rief Bruder Felix mit Entrüstung aus, und nahte sich dem Baume, um den die krächzenden Raben flatterten. Aber sieh' da, ein Anblick zum Entsetzen! Da lag unter dem Baume neben todten jungen Raben der

Knabe Konrad, und war ebenfalls todt. Der zerschmetterte Kopf und die zerbrochenen Glieder ließen leicht errathen, daß Konrad von dem hohen Baume heruntergefallen sein müsse. Jakob, der es am besten hätte sagen können, war verschwunden, wohin? wußte Niemand.

„Sieh' da Gottes schreckliche Gerichte!" rief der Bruder Felix aus, und Schauder durchdrang seine Seele. Er faltete seine Hände, blickte fromm gen Himmel, knieete neben dem Todten nieder, und betete für seine Seele: „Barmherziger Gott! sei dem armen Sünder gnädig!" Damit schloß er sein Gebet, begab sich in Kaspars Hütte, um daselbst die schreckliche Botschaft zu verkünden.

Kaspars Schmerz war groß und aufrichtig, aber die Erschütterung, die Annas Herz und Gewissen dabei erlitten, war leider nur vorübergehend. Sie beweinte und beklagte zwar sehr lange ihre Söhne, aber kam nie zur Einsicht, daß sie selbst es war, welche dieselben ins zeitliche und ewige Verderben stürzte. Es verflossen Jahre, und auf dem Grabhügel des gestraften Konrads wucherte das Unkraut, wie vormals in seinem Herzen; aber von Jakob hatte man noch nicht die geringste Spur erhalten. Und so hatten nun die Eltern zwei Kinder an einem Tage verloren, und waren jetzt unglücklicher und trostloser, als hätten sie gar nie ein Kind gehabt.

Fünftes Kapitel.

Joseph wird ein Zögling des Klosters.

So unglücklich Kaspar mit seinen Kindern war, eben so glücklich war Christoph mit den seinigen. Beiderlei Kinder waren aber auch, wie Tag und Nacht, von einander verschieden. Denn jemehr Jakob und Konrad in der Bosheit, destomehr nahmen Joseph und Marie in der Tugend und Frömmigkeit zu. Und wie Jene ihren Eltern Schande und Jammer, so bereiteten Diese den ihrigen Ehre und Freude. Aber beiderlei Eltern ärndteten, was sie gesäet und gepflanzt, empfingen den Lohn, den sie verdienten.

Marie war jetzt zu einer anmuthsvollen und bescheidenen Jungfrau herangeblüht. Sie war schön, verständig und geschickt in allen häuslichen Geschäften, aber der Adel ihrer Seele — nämlich ihre Herzensgüte, Unschuld und Frömmigkeit — überstrahlten noch weit jene äußeren Vorzüge. Die Eltern hatten an ihr in allen Geschäften eine große Stütze. Denn die gute und emsige Marie half nicht nur der Mutter, sondern auch dem Vater jede Arbeit erleichtern und jede Mühe und Sorge versüßen. Und eben darum wußten sich die Eltern auch leichter in das Opfer zu fügen, das sie jetzt der Kirche bringen mußten. Der Abt des Klosters forderte nämlich, wie es schon vor dreizehn Jahren in der Wallfahrtskirche zu Maria-Trost beschlossen worden — im Namen der Kirche den hoffnungsvollen Joseph von seinen Pflegeältern zurück.

Obwohl es den edlen Pflegekindern sehr schwer

fiel, den liebenswürdigen Jüngling gerade da zu entlassen, wo sie eigentlich erst anfangen konnten, die schönen Früchte ihrer Aussaat zu ärndten; so fügten sie sich willig doch darein, und gingen mit dem lieben Pflegesohn in das Kloster, um ihn dem ehrwürdigen Abte vorzustellen, und ihn für immer dem Dienste der heiligen Kirche zu weihen. Der Abt übernahm den bescheidenen Jüngling aus der Hand der Pflegeeltern so freundlich und liebreich, daß diesen dabei das Herz warm und die Augen feucht wurden.

„Ich danke euch, gute Leute!" sprach der Abt gerührt zu Josephs Pflegeeltern, „sowohl im Namen der seligsten Jungfrau Maria, welcher euer Pflegekind vor dreizehn Jahren auf dem Altare geopfert worden, als auch im Namen der heiligen Kirche, zu deren Dienste ihr damals das Kind zu erziehen versprochen habt. Ja ich kann für das, was ihr an einem Findling gethan, nur herzlich danken; denn lohnen kann ich es euch nicht. Jeder irdische Lohn stände mit den Wohlthaten, die ihr einem verlassenen Waisen erwiesen, in keinem Verhältnisse; darum wird euch dafür Gottes Lohn werden, jener Lohn im Himmel, der unvergänglich ist. Obwohl ihr so bescheiden waret, und eure Liebeswerke der Welt nie zur Schau ausstelltet, so sind sie mir doch bekannt; denn durch den Bruder Felix habe ich immer Alles erfahren, was ihr im Verborgenen gethan zu haben wähntet. Aber so ist's recht, die guten Werke der Kinder Gottes sollen der Welt offenbar werden, damit sie dieselben sehe und den Vater im Himmel preise. Ich weiß auch gar wohl, daß ihr das anvertraute Pflegekind nicht nur so sorgfältig, wie euer eigenes, sondern

fast noch mit größerer Sorgfalt erzogen habt. Darum freut sich auch unser Kloster, aus eurer Hand einen Sohn zu empfangen, der in eurer Hütte schon für den Himmel, und in der Welt schon für das Kloster erzogen worden ist."

Damit beschloß der ehrwürdige Abt seine Anrede, und der dankbare Pflegesohn warf sich noch einmal mit thränenden Augen den guten Eltern in die Arme, weinte an ihrer Brust und dankte herzlich für alle empfangenen Wohlthaten. Auch die Eltern weinten, und konnten sich nur mit schwerem Herzen von ihrem Sohne trennen, der ihnen so lieb und werth geworden war, wie ihre leibliche Tochter. Doch das Eine — nämlich die zuversichtliche Hoffnung, daß ihr lieber Joseph im Kloster an Leib und Seele versorgt, und darin stets glücklich sein werde — linderte den Schmerz des Abschieds. Und diese Hoffnung, welche Josephs Pflegeeltern hegten, war auch gegründet; denn Joseph schien nicht nur von Außen, sondern auch von Innen zu dem stillen Klosterleben berufen, und von Gott auf eine ganz besondere Weise zum Dienste der Kirche erkoren zu sein. Obwohl die Eltern, oder sonst Jemand, dem Knaben nie ein Wort davon sagten, daß er einmal, wenn er Fähigkeiten, Lust und Liebe dazu besitze, in's Kloster aufgenommen werden könne; so zeigte er doch von Jugend auf eine entschiedene Neigung zur Einsamkeit, eine große Liebe zum Lernen, insbesondere zum Erlernen religiöser Gegenstände, und eine fromme Wißbegierde, weßhalb er nirgends lieber war, als zu Maria-Trost beim ehrwürdigen Bruder Felix. Schon als Knabe von neun bis zehn Jahren sagte er oft zum Bruder Felix, auch

hie und da zu seinen Eltern, wenn er mit ihnen aus dem Gottesdienste und der Klosterkirche nach Hause ging: „ach, wenn ich auch einmal so, wie die ehrwürdigen Väter im Kloster, Messe lesen und predigen könnte, was wäre das für eine Freude!" — Und später sprach er recht oft vom Studieren und Geistlichwerden. Da er bis jetzt noch keinen andern Geistlichen, als die des nahen Klosters gesehen hatte, so wollte er auch nur ein Klostergeistlicher werden. Je älter er wurde, desto stärker wurde diese Neigung in seiner Brust. Und als endlich der Tag kam, an welchem der liebste Wunsch seines Herzens erfüllt zu werden begann, war seine Freude darüber so groß und innerlich tief, daß der Schmerz des Abschieds aus der elterlichen Hütte dieselbe nicht einmal zu schwächen, noch weniger zu unterdrücken vermochte.

Joseph war nun als Zögling im Kloster und es zeigte sich gar bald, was für ein ausgezeichneter Jüngling er war. Mit vorzüglichen Talenten verband er auch einen vorzüglichen Fleiß, und was diese Vorzüge noch werthvoller machte, waren sein frommer Sinn, sein edles Herz und sein religiös-sittlicher Wandel. Er hatte auch, was in den Klöstern von jeher geschätzt wurde, eine sehr wohlklingende Stimme und eine nicht geringe Anlage zur Musik. Man nahm ihn daher sogleich unter die Choralsänger auf und er brachte es im Choralgesang, der damals in vielen Klöstern vortrefflich war, in kurzer Zeit so weit, daß er zur Verherrlichung des Gottesdienstes schon sein Scherflein beitragen konnte. Auch in den Anfangsgründen der lateinischen und griechischen Sprache, wie in allen übrigen Lehrgegenständen, machte er sehr

schnelle und rühmliche Fortschritte. Er war aber auch während der Unterrichtsstunden ganz aufmerksam, mit Ohr und Herz. Er saß an seinem Platze stets so ruhig, so im Geiste versammelt, als wäre er ganz allein in der Schule; und doch hatte er in jeder Klasse, die er durchmachte, wenigstens 12—15 Mitschüler. Und die Vorschriften und Befehle seiner Lehrer und Erzieher befolgte er mit einer fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit. Die Stunden des Gebets und der frommen Betrachtungen gewährten täglich seinem frommen Gemüthe die süßeste Wonne. Und war auch sein Geist schon ernster, als er bei angehenden Jünglingen gewöhnlich zu finden ist, so war er doch dabei so sanft, freundlich und liebreich, daß ihn nicht nur seine Erzieher, sondern auch die Meisten seiner Mitschüler recht innig liebten.

Wie aber leider in der Welt nicht alle Menschen gleich gut, sondern Viele mehr oder minder böse sind, so ist dieß auch in kleinern, wie in größern Gesellschaften der Fall. Josephs Mitschüler waren nicht Alle von Herzen gut und aufrichtig; Einige waren ihm sogar, weil er wegen der Vorzüge seines Verstandes und Herzens, besonders wegen seiner Frömmigkeit und musterhaften Aufführung aller Väter Liebling war, im hohen Grade neidisch und gram. Diese übelgesinnten Mitschüler, unter denen der talentvolle, aber unfleißige und muthwillige Sohn des Klostermeiers der schlimmste und, wie man zu sagen pflegt, der Rädelsführer war, neckten und kränkten den guten Joseph wo und wann sie nur konnten. Sie thaten es gewöhnlich auf eine Weise, daß sie es wegläugnen konnten, wenn etwa Joseph sie bei den Obern anzeigen würde. Dieser verständige und sanftmüthige

Jüngling war bisher schon über hundert Mal beleidigt worden, hatte sie aber noch nie verklagt, sondern immer gethan, als hätte er es nicht gemerkt. Und kam bald der Eine oder der Andere zu ihm, und bat ihn um eine Gefälligkeit, so erwies er sie ihm, wenn es in seinen Kräften stand, als wäre er noch nie von ihm beleidigt worden. Aber eine so ausgezeichnete Herzensgüte, eine so wahrhaft christliche Gesinnungs- und Handlungsweise wußten diese leichtfertigen Jünglinge nicht zu würdigen, sondern sie nannten sie Dummheit und mißbrauchten sie durch noch größere Beleidigungen. Dieß kränkte zwar Josephs gutes Herz sehr tief; aber er entgalt es ihnen nie, sondern wußte daraus für seine Seele einen ungemein großen Gewinn zu ziehen; er übte sich nämlich dadurch in der Demuth, Geduld und Sanftmuth, in welchen Tugenden er schon als Jüngling von sechzehn Jahren eine große Vollkommenheit erlangt hatte.

Eines Tages wurde im Kloster ein Fest gefeiert, an dem nicht nur die Väter und Brüder, sondern auch die Zöglinge — die Novizen ausgenommen — einen bessern Tisch, als gewöhnlich hatten. Nach Tisch durften die Zöglinge in zwei Abtheilungen auf einem sehr geräumigen Platze des Gartens durch allerlei anständige Spiele sich belustigen. Und bei solchen Spielen fehlte Joseph nie, weil er weder ein Kopfhänger, noch ein Sonderling war. So lange sie unter der Aufsicht eines ihrer Erzieher spielten, der ein sehr menschenfreundlicher Mann war und jungen Leuten zur Erholung gerne eine Freude gönnte, herrschte unter Allen eine lebhafte und gemeinsame Fröhlichkeit. Als aber ihr Aufseher, der plötzlich abgerufen wurde, sich entfernt hatte, erhielt

das Spiel sogleich eine andere Wendung. Karl, der muthwillige Sohn des Klostermeiers, gab zu Witzeleien und kränkenden Foppereien, deren Zielscheibe der gutmüthige und friedfertige Joseph sein mußte, den Ton an.

Karl. Ei, Freunde, jetzt sind wir so ganz ohne Aufsicht, und das ist bei so muthwilligen Jungen, wie wir größtentheils sind, nicht gut. Ich denke daher, es sei das Beste, wenn wir den Tauglichsten aus uns zum Aufseher wählen. Und ich gebe meine Stimme dem Joseph.

„Ich auch, ich auch", riefen mehrere Stimmen, und Alle lachten laut auf; selbst auch Joseph, der die Sache als Spaß nahm, lachte herzlich mit. Da aber nun der Ton zu Foppereien einmal angegeben war, so fuhren Karl und seine gleichgesinnten Kameraden in diesem Tone, der aber immer beleidigender wurde, fort.

Franz. Kameraden, das sind Possen, die unsern Freund Joseph nicht gar freuen dürfen. Oder meinet ihr, Joseph strebe in seinem erhabenen Geiste nicht höher, als nach der Stelle eines Aufsehers so ungelehrter Jünglinge?!

Philipp. Ja, Franz, du hast recht. Du hast wahrscheinlich auch schon, wie ich, seit geraumer Zeit bemerkt, daß in Josephs Kopfe große Dinge herumgehen müssen. Wer weiß, ob er nicht auch schon, wie sein Namensbruder, der egyptische Joseph, solche Träume gehabt hat, die darauf hindeuten, daß er mit der Zeit noch König werden kann? —

Anselm. Ein König, ei das wäre doch viel! Aber doch nicht in Egypten, sonst müßte ja unser erzchristlicher Joseph ein Muselmann werden? —

Konrad. Es gibt ja noch allerlei Königreiche, worin unser Joseph noch König werden kann. Er kann ja der Alpenkönig werden, und in seinem Holz- und steinreichen Gebiete über Füchse, Gemse und Rehböcke herrschen.

Hierauf brachen die muthwilligen Spötter in ein gellendes Gelächter aus. Die Gutgesinnten aber lachten nicht mit, sondern gaben ihr Mißfallen zu erkennen, und verlangten, daß die Uebrigen solche anzügliche Reden unterlassen sollen, oder sie würden sich mit Joseph, der schon lange genug geduldet habe, auf der Stelle entfernen, und beim hochwürdigen Pater Benedikt, wie es recht und billig sei, die Anzeige machen.

Karl. Ei, Brüder! wie nehmet ihr das Ding so hoch auf, ja noch höher, als Joseph selbst. Wenn er unser Reden so ungern angehört hätte, so hätte er gewiß nicht dazu geschwiegen, was er doch bisher gethan hat. Nein, Scherz bei Seite, Joseph kann allerdings noch einmal etwas recht Großes werden. Denn wer weiß, was sein unbekannter Vater gewesen ist? Und wer weiß, ob er nicht noch einmal in einem sechsspännigen Wagen an der Klosterpforte angefahren kommt, und seinen Herrn Sohn abholt. Wie werden wir dann Komplimente vor ihm machen!"

Jetzt entstand wieder ein lautes Gelächter, worauf sich Joseph, ohne die erduldeten Beleidigungen nur mit einer einzigen Gegenbeleidigung erwiedert zu haben, mit noch einigen recht braven Mitschülern entfernte. Einer von diesen ging, ohne daß Joseph es wußte, geradezu zum Pater Benedikt und machte die Anzeige. Die Sache wurde sogleich strenge untersucht, und bei dieser Gele-

genheit kamen allerlei böse Streiche an den Tag, die Karl mit seinen Kameraden verübt hatte. Karl wurde sogleich mit Schande aus dem Kloster entlassen, und die Uebrigen acht Tage lang bei Wasser und Brod eingesperrt. Und das hatte gewirkt; denn von nun an hatte der gute Joseph Ruhe, und bald waren ihm Alle, ohne Ausnahme, von Herzen gut.

Sechstes Kapitel.

Der Pilger, oder der neue Waldbruder zu Maria-Trost.

Der ehrwürdige Bruder Felix hatte nun das so seltene Alter von achtundachtzig Jahren erreicht, und davon achtundfünfzig Jahre in strenger Abtödtung, in musterhafter Frömmigkeit und thätiger Menschenliebe an der Wallfahrt Maria-Trost verlebt. Obwohl er selten krank gewesen und auch jetzt nur aus Altersschwäche seine Zelle nicht verlassen konnte, so empfand er dennoch in seinem ganzen Körper eine solche Entkräftung, daß er täglich von Tod und Sterben sprach. So oft er aber davon sprach, bemerkte man in seinen Gesichtszügen keine Furcht und Angst, sondern vielmehr den Frohsinn und die Heiterkeit einer Seele, die schon längst mit dem Tode, als dem Friedensboten aus dem Lande der Seligen, befreundet war. Denn er hatte von Jugend auf bis in sein hohes Greisenalter so gelebt, daß sein Leben allzeit eine Vorbereitung zu einem seligen Tode war. „Eine glückselige Sterbestunde ist das Höchste

und Beste, was der Mensch hienieden erstreben kann; aber sie ist auch jenes Gnadengeschenk des Himmels, das erfleht, erkämpft und verdient werden will, und dessen sich der Mensch nur durch die Beharrlichkeit in einer heiligen Gesinnung und einem gottgefälligen Wandel würdig macht.“ So sprach der fromme Greis oft zu denen, die Trost bei ihm suchten, und eben so sprach er recht oft auch zu sich selbst, um seinen Eifer im Guten zu beleben, und sein Herz in der Geduld und Gottergebenheit zu stärken. Bis jetzt hatte der genügsame Greis täglich seine kleine Haushaltung selbst besorgt; nun aber war ihm dieß nicht mehr möglich. Es zitterten ihm die Hände, und die Füße wollten ihn nicht mehr tragen, er mußte in seiner Zelle und die meisten Stunden im Bette bleiben. So schwer dieß ihm fiel, und so leid es ihm that, daß er weder Heilkräuter sammeln, noch die armen Kranken besuchen und mit Gottes Hilfe heilen konnte, so kam doch nie eine Klage, nie ein Wort des Mißmuths oder der Ungeduld über seine Lippen. Und wie freute es den edlen Greisen, als sich die dankbare Marie, Christophs brave Tochter, die damals schon ganz erwachsen war, freiwillig zur Abwartung anbot! Er nahm unter Freudenthränen Mariens Anerbieten an, und diese blieb bei ihm Tag und Nacht, und pflegte seiner so sorgsam, als die beste Tochter nur ihres kranken Vaters hätte pflegen können. Aber Marie liebte auch den frommen Greisen nicht weniger, als ihre Eltern, und verehrte ihn, wie einen Heiligen. Sie hatte auch Ursache dazu; denn von Kindheit an hatte sie in ihm einen geistlichen Vater, der durch gute und nützliche Lehren ihren Verstand aufklärte, durch Unterricht in der

christlichen Religion ihr Herz veredelte, durch Beispiele eines gottgefälligen Wandels ihren Willen zu allem Guten ermunterte und in der Uebung der Tugend stärkte. Und solche geistliche Wohlthaten, die nie zu hoch geschätzt werden können, konnte die gute Marie nicht vergessen. Es war für ihr dankbares Herz eine süße Wonne, daß sie das Glück hatte, ihres Wohlthäters pflegen zu dürfen.

Der ehrwürdige Greis wurde von Tag zu Tag schwächer, und konnte jetzt das Bett nicht mehr verlassen. Aber er empfand keine Schmerzen, nur die Schwächen und die Gebrechen seines hohen Alters. Er ward allmählig so schwach, daß er mit denen, die ihn oft besuchten, kaum mehr recht verständlich reden konnte. Als einmal nebst Marie auch ihre Eltern, ihr Bruder und Pater Anselm, des Greisen Beichtvater, am Bette standen, sprach er mit einer ungemein heitern Miene zu ihnen: „Ich bin nicht krank, und doch werde ich bald, vielleicht heute noch, sterben. Da das Alter auch eine Krankheit ist, so werde ich am Alter sterben. Aber ein schmerzloser Tod ist eine Wohlthat Gottes, die ich armer Sünder nicht verdiene. Ach, unter welchen Leiden und Schmerzen ist mein Heiland gestorben! und ich Sünder, der ich auch schuld an seinem schmerzvollen Tode bin, darf so leicht durchkommen, so sanft einschlummern. Aber das ist, o mein liebster Heiland!“ — da küßte er das Christusbild, das er in seiner Rechten hielt — „das ist eben auch eine jener vielen Gnaden, die du uns durch deinen Tod am Kreuze verdient hast. O, Dank dir, mein bester, süßester Jesus! für alles Gute,

was ich durch dich schon empfangen habe. O, Jesus, dir leb' ich, o Jesus, dir sterb' ich, o Jesus, dein bin ich todt und lebendig! — Amen!"

„Amen!" fügten die Umstehenden bei, und in ihren Augen standen Thränen der Rührung. Obwohl der schwache Greis schon mit den heiligen Sterbsakramenten versehen war, so verlangte er doch heute noch einmal zu beichten und das heiligste Sakrament des Altars zu empfangen. „Ohne Jesus," sprach er, „kann ich die weite Reise in die Ewigkeit nicht machen, sein heiliger Leib soll meiner Seele die Wegzehrung ins ewige Leben sein."

Er empfing das heilige Abendmahl zur Rührung und Erbauung Aller. Und jetzt war seine Seele so glücklich, so selig, daß sein Antlitz strahlte, wie das eines schon Verklärten. „O, heilige Mutter Gottes, du gnadenreiche Mutter aller Gläubigen! wie danke ich dir; denn auch diese Gnade, die mir den Todeskampf versüßen wird, hast du mir von deinem lieben Sohne erfleht!"

Hierauf schwieg der schwache Greis, der mit jedem Augenblicke schwächer wurde, und sprach erst nach einer Viertelstunde folgende Worte, die auch seine letzten waren. „Hochwürdiger Beichtvater!" sprach er mit kaum vernehmbarer Stimme, „entrichtet im Kloster meinen letzten Gruß. Und ich danke euch und Allen, die mir Gutes gethan, und Allen, die mir übel wollten, verzeih ich von Herzen, wie ich auch Alle um Verzeihung bitte, die ich je beleidigt haben sollte. Betet für meine Seele; denn bald wird sie Gott abfordern."

So sprach der sterbende Greis, legte sein müdes Haupt auf das Ruhekissen nieder, und empfahl, bevor eine halbe Stunde verflossen, in Gottes Hände seinen Geist. Er starb so schön, wie er gelebt, und vertauschte ein Leben, voll Kampf und Mühsal, mit dem ewigen Leben, voll seliger Herrlichkeit. Der schöne Geist ließ auf der verweslichen Hülle, die er soeben verlassen, bemerkbare Spuren seiner himmlischen Verklärung zurück, und alle Umstehenden brachen in lautes Weinen aus. Der verblichene Greis, der allen Menschen, die nur einmal in ihrem Leben bei ihm waren, lieb geworden war, wurde nicht nur im Kloster und im ganzen Gau, sondern auch von allen Pilgern, die ihn kannten und wieder nach Maria-Trost kamen, aufrichtig beweint. Aber wie viele Dankesthränen flossen erst an der Gruft, welcher man seine irdische Reste anvertraute! Der ehrwürdige Abt, der den seligen Bruder Felix hochschätzte und innig liebte, bestattete ihn selbst zur Erde, und nebst den meisten Vätern und Brüdern des Klosters, wohnte auch eine große Volksmenge der Beerdigung bei.

Es war ein lieblicher Tag, an dem der Leichenzug sich auf einem Umwege langsam und traurig nach der Wallfahrtskirche bewegte, in welcher die Gruft des seligen Bruders war. Diesem Leichenzuge hatte sich auch ein unbekannter Pilger, der soeben aus dem Thale heraufgestiegen war, ehrerbietig angereiht. Da aber Jedermann in Gedanken nur mit dem geliebten Verblichenen beschäftigt, und voll Schmerz und Betrübniß war, so hatte man seiner wenig geachtet. Erst an der Gruft, in welche, unter heißen und aufrichtigen

Thränen der Anwesenden, der Sarg, der des Beweinten Ueberreste in sich barg, hinabgesenkt wurde, zog der unbekannte Pilger Aller Augen auf sich.

Als die ehrwürdigen Väter die heilige und thränenvolle Handlung mit dem „Requiescant in Pace“ beschlossen, brach Alles in lautes Weinen aus. Und Einige aus der Menge, denen der fremde Pilger am nächsten stand, riefen schluchzend aus: „ach, unser Vater, unser Tröster und Rathgeber, unser Freund und Wohlthäter ist nicht mehr! — Wer wird nun jetzt freiwillig, wie der selige Bruder Felix, zu Maria-Trost Waldbruder werden wollen?“ — Der Abt, der diese Worte deutlich vernommen, blickte vorerst schweigend in die Gruft hinab, und dann auf die Brüder seines Klosters hin, und sprach: „Und ich wiederhole hier an der Gruft des theuren Verblichenen dieselbe Frage. Wer aus euch will freiwillig hier Waldbruder werden?“

Jetzt entstand eine tiefe Stille, gleich jener dort unten im Grabe, und die Augen der Volksmenge waren unter Hoffnung und Furcht auf die Laienbrüder des Klosters gerichtet. Aber diese senkten schweigend ihr Haupt zur Erde nieder, und die tiefe Stille dauerte noch einige Augenblicke fort, bis sie von dem fremden Pilger, der sich anständig durch die Menge drängte und ehrerbietig vor den Abt hintrat, zum Erstaunen Aller unterbrochen wurde.

„Hochwürdigster Herr Abt!“ begann der Pilger, „die Frage, die Ihr soeben an die versammelte Menge gestellt, die aber bis jetzt noch von Niemanden beantwortet wurde, gab mir den Muth, mich Euer Gnaden

zu nahen. Wie noch die fließenden Thränen aller Anwesenden bezeugen, muß der verstorbene Bruder ein vortrefflicher und daher auch ein allgemein verehrter und innigst geliebter Mann gewesen sein, der von einem Nachfolger nicht so leicht wieder zu ersetzen sein möchte. Aber dieselben Thränen, die hier an der Gruft eines armen Waldbruders fließen, sind mir zugleich auch sprechende Zeugen, wie man hier zu Lande die Tugend und ihre Verdienste zu schätzen, und für empfangene Wohlthaten dankbar zu sein weiß. Darum, Hochwürdigster Herr Abt! habe ich, wenn sich sonst Niemand meldet, große Lust, des verblichenen Bruders Nachfolger zu werden."

Auf die Worte des Pilgers entstand in der Menge eine lebhafte Bewegung des Erstaunens und der Freude. Aber Niemand war froher, als die Klosterbrüder, weil, wenn kein Freiwilliger sich meldete, einer von ihnen aus Gehorsam die Stelle eines Waldbruders hätte antreten müssen. Neugierig blickten Aller Augen nur auf den Pilger, der so voll Würde und Anstand vor dem Abte, wie Einer sich benahm und aussprach, der nicht das Erstemal in seinem Leben vor einem hohen Herrn zu stehen schien. Wer ihn sehen konnte, betrachtete ihn vom Kopfe bis zu den Füßen.

Der Pilger war ein großer und stattlicher Mann, der seinem schönen und freundlichen Gesichte nach nicht viel über vierzig Jahre alt sein mochte. In seinem ganzen Wesen lag so etwas Hohes, das Jedermann Ehrfurcht einflößte, aber zugleich auch etwas, was im ersten Augenblicke Aller Zutrauen gewann. Joseph und

seine Schwester, die ihm ganz nahe standen und ins Angesicht sehen konnten, waren so freudig überrascht, daß sie leise zu einander sprachen: „diesen ehrwürdigen Mann hat uns Gott geschickt, um uns sogleich über den schmerzvollen Verlust zu trösten.“ Wieder Andere flüsterten einander zu: „Dieser stattliche Mann mit dem gescheidten Gesichte scheint kein gewöhnlicher Pilger zu sein, steht er doch vor dem Abte, wie ein Rittersmann, und spricht mit ihm, wie einer, der schon oft mit großen Herren gesprochen hat. Daß dieser Mann ein armer Waldbruder werden will, dahinter steckt gewiß ein wichtiges Geheimniß.“

Diese Leute mochten nicht so ganz fehlgeschossen und fast das Rechte geahnet haben. Ja es war wirklich ein Geheimniß dahinter, aber es durfte für jetzt noch Niemand bekannt werden, als dem Abte, der ihn als künftigen Waldbruder freundlich willkommen hieß, und dem er sich nach Beendigung des Trauergottesdienstes zu erkennen gab. Und von dieser Stunde an war er des Abtes geheimer Freund, aber zugleich auch ein Waldbruder, der seines seligen Vorfahrers in jeder Hinsicht würdig war. Und davon wurde, wer immer nur nach Maria = Trost kam, schon nach kurzer Zeit vollkommen überzeugt. Es herrschte aber auch im ganzen Gau eine aufrichtige Freude darüber. Doch Niemand freute sich mehr und inniger, als Marie und ihre Eltern, die täglich nach Maria = Trost kamen, um ihre Andacht zu der jungfräulichen Mutter des Erlösers zu verrichten. Und Alphons, so hieß der neue Waldbruder, dankte Gott in seinem Herzen, daß er ihn an einen Ort geführt, wo die Wunde, die ein widriges Schicksal seinem Herzen

geschlagen, zu heilen, und er erst recht wahrhaft glücklich zu werden begann.

Siebentes Kapitel.

Die gräfliche Familie von Rechberg und ihre Schicksale.

Im nordöstlichen Theile des Schwabenlandes, auf einem hohen Hügel, den man, wird er mit gewöhnlichen Hügeln verglichen, einen Berg nennen dürfte, stand eine feste Burg, und darin hauseten Jahrhunderte hindurch die biedern Grafen von Rechberg. Unter mehreren Ritterburgen, die in dieser Gegend gleichsam einen Kranz zu bilden schienen, ragte die Burg Rechberg mit ihren vielen Kuppeln, wie eine Königin, majestätisch hervor. Gar lieblich, ja wunderschön war die Aussicht, welche die biedern Bewohner dieser Burg in die nah und fern gelegenen, wahrhaft romantischen Thäler genossen.

Auf diesem Stammschlosse der Grafen von Rechberg war auch der ritterliche Graf Alphons, den wir sogleich als einen Obersten eines Infanterie-Regiments und als einen Liebling des Fürsten kennen lernen werden, geboren und erzogen. Seine Eltern, wie alle seine Ahnen, waren fromme und vortreffliche Menschen. Und die Tugenden der Eltern, wie der Ahnen, haben auch die beiden Söhne Otto und Alphons geerbt. Otto ward als der älteste Sohn zum Erben des Stammschlosses, und Alphons seiner Neigung gemäß, zum Kriegsdienste bestimmt. Da wir aber die Schicksale Alphons, wie

die seiner Familie, zu schildern gedenken, so wollen wir unsere Schilderung da beginnen, wo Graf Alphons schon Oberst im fürstlichen Heere, Gatte eines in jeder Hinsicht vortrefflichen Weibes, und glücklicher Vater eines holden Knäbleins war, das auch Alphons hieß.

Schon seit geraumer Zeit wurde das sonst so friedliche Schwabenland, sogar auch die nächste Umgebung der fürstlichen Residenz, von allerlei Räuberhorden unsicher und schreckbar gemacht. Von allen Seiten her verbreiteten sich von Raub und Mord schauderhafte Gerüchte. Selbst auf den Heerstraßen waren die Reisenden nicht mehr sicher. Da sah sich der Landesfürst genöthigt, nach allen Richtungen hin Truppen zu versenden, welche die Straßenräuber bis in die verborgensten Schlupfwinkel der Wälder durch Streifzüge verfolgen mußten. Diese Streifzüge aber geschahen unter dem Oberbefehle des Grafen von Rechberg. Fast täglich wurden bald einzelne Räuber, bald ganze Schaaren derselben eingefangen, und dem strengen, aber gerechten Gerichte überliefert. Und so war in kurzer Zeit der Name des Grafen von Rechberg, den jeder rechtschaffene Landesbewohner mit Hochachtung aussprach, unter den zersprengten Räuberbanden zum Schrecken geworden. Hunderte der Räuber, die sich persönlich nicht kannten, hatten dem biedern Obersten, der doch als Diener des Fürsten zur Sicherheit seines Vaterlandes weiter nichts, als seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, Rache und Untergang geschworen.

Oberst von Rechberg hatte in einer freundlichen Gegend ein Landhaus, das ungefähr zwei Stunden weit von der Residenz entfernt lag. Dieses hübsche und ge-

sunde Landhaus wollte er nun dieses Jahr, nämlich vom Frühjahr bis zum Spätjahr, mit seiner Familie das Erstemal bewohnen. Denn er hoffte daselbst für seine Gattin, die von dem Wochenbette her immer kränkelte, schnellere Genesung. Jedoch ein verhängnißvolles Schicksal, das auf dem Landgute über die gräfliche Familie plötzlich einbrach, vereitelte nicht nur des Grafen bescheidene Hoffnungen, sondern verwandelte sie ihm und seiner edlen Gattin sogar in bittern Gram.

Einmal gab der gastfreundliche Graf von Rechberg an einem Tage, an dem seine Gattin sich ziemlich wohl fühlte, auf seinem Landgute große Tafel, wobei nebst mehreren Herrschaften auch viele Offiziere erschienen. Man ging zur Tafel, und im ganzen Hause herrschte ein sehr reges und heiteres Leben. Als aber die Freude an der Tafel am lebhaftesten, und man gerade im Begriffe war, den edlen Gastgeber, wie seine hochgeschätzte Gattin, mit einem gut ausgedachten Trinkspruche zu beehren, und die gräfliche Familie hochleben zu lassen, trat der Gärtner, blaß und verwirrt, in den Speisesaal, und verkündete mit bebender Stimme eine Hiobsbotschaft, welche die ganze Gesellschaft mit Entsetzen erfüllte, und worauf die arme Gräfin von Rechberg in eine Ohnmacht fiel. So ward nun die laute und allgemeine Freude plötzlich in die tiefste Trauer verwandelt. Und in demselben Speisesaal, wo soeben noch die Töne der Freude erschallten, herrschte jetzt eine feierliche Stille, die nur Seufzer und Aeußerungen des Entsetzens unterbrachen. Die anwesenden Damen eilten der ohnmächtigen Gräfin zu Hilfe, und die Herren eilten mit dem bestürzten Grafen aus dem Saal und dem

Hause, dem Garten zu. Was war denn geschehen, das Alle so tief bestürzte, und was suchten und fanden sie im Garten?

Ach, sieh da! in einer Laube lag die Kindeswärterin im Blute schwimmend und todt auf der Erde. In ihrem Herzen stack noch der scharfe Dolch, der ihr von Mördershand den sichern Todesstoß gegeben. Ein Anblick zum Entsetzen! Aber ach, wo ist das gräfliche Kind, der liebenswürdige kleine Alphons? Hat etwa auch schon ein mörderischer Dolch sein junges Herz durchdrungen? Man durchsuchte unter der peinlichsten Angst den ganzen Garten, das ganze Haus, ja die ganze Umgebung des Landguts. Man fragte ängstlich die gesammte Dienerschaft aus; aber Alle stimmten darin miteinander überein, daß Anna, die Kindeswärterin, mit dem jungen Herrn Alphons ungefähr vor einer halben Stunde in den Garten gegangen, und bis jetzt noch nicht wieder zurückgekommen sei. Da man den kleinen Alphons bei der sorgsamsten Durchsuchung nirgends, weder todt noch lebendig, fand, so kam man nicht ohne Grund auf die Vermuthung, daß das gräfliche Kind geraubt worden sei, um auf diese Weise an dessen Eltern schreckliche Rache zu nehmen. Die Offiziere ließen daher unverweilt ihre Pferde satteln, um nach der Residenz zu eilen, und daselbst Streifzüge nach allen Richtungen hin zu veranstalten, und die Uebrigen weilten noch länger in dem Landhause, um die unglücklichen Eltern des geraubten Kindes zu trösten.

Schon nach wenigen Stunden begannen die Streifzüge, es zogen Fußgänger und Reiter schaarenweise aus, und alle Wälder und Wildnisse wurden durchstreift. Allein

alle Mühe war vergebens. Es wurden zwar mehrere Landstreicher, darunter auch Straßenräuber, eingefangen; aber von dem lieben kleinen Alphons ward keine Spur entdeckt. Ja man erhielt nicht einmal eine Kunde, die zu irgend einer Hoffnung Anlaß gegeben hätte. Denken wir uns nun den Schmerz der guten Eltern. Meine Feder vermag ihn nicht zu schildern; denn er war unaussprechlich groß. An die Genesung der Gräfin war jetzt nicht zu denken. Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, fühlte sie sich sehr krank. Ihr Arzt that sein Möglichstes; aber ganz gesund wurde sie nie wieder.

Der tief darniedergebeugte Graf, der zwar selbst sehr trostbedürftig war, tröstete seine fast untröstliche Gattin, so gut er's in seiner gegenwärtigen Lage vermochte. Beide aber suchten und fanden mit gläubigem Herzen den wahren Trost im Schooße der heiligen Kirche, die keine Seele, wenn sie zu ihr die Zuflucht nimmt, trostlos läßt. Denn die Heilslehren und Gnadenmittel der Kirche gaben ihrem Geiste so viel Kraft und Muth, daß sie ihr Leiden gemeinschaftlich mit demüthiger Ergebung in Willen Gottes ertrugen, und auf diese Weise in ihrem Innern immer mehr getröstet und beruhigt wurden.

Obwohl die Gräfin nie mehr wohl war, so stand sie doch immer noch als sorgsame Hausfrau dem Hauswesen vor, und klagte in Gegenwart ihres Gatten nie über Uebelbefinden, sondern trug vielmehr noch zu seiner und ihrer eigenen Aufmunterung alles Mögliche bei. Nur Eines schmerzte sie, daß ihr der Himmel nie wieder das Glück gewährte, ihren Gatten für den Verlust des ersten Kindes mit einem zweiten erfreuen zu können.

Hingegen war aber ihr Gatte so zart, daß er ihr diesen Schmerz dadurch milderte, daß er in keiner Hinsicht je einen Wunsch äußerte, den seine Gattin nicht hätte erfüllen können. Diese gegenseitige Liebe, wie auch der Wohlthätigkeitssinn, mit dem sie die Armen, Wittwen und Waisen aus Liebe zu Gott unterstützten, und ein frommes, gottgefälliges Leben gewährten ihnen einen Frieden, der sie innerlich glücklich machte, und der das Meiste dazu beitrug, daß die Gräfin bei ihrer schwächlichen Gesundheit doch noch bereits zwanzig Jahre lang die getreue Lebensgefährtin des edlen Grafen verbleiben konnte. Aber seit jenem unheilvollen Tage bewohnten sie nie wieder das Landhaus, sondern das Haus in der Residenz.

Eines Tages — es war ungefähr zwanzig Jahre später — geschah es, daß die Thüre des Hauses, welches der Oberst von Rechberg bewohnte, weit länger, als gewöhnlich, verschlossen blieb. Dieß fiel dem Adjutanten des Obersten, der zur gewöhnlichen Stunde seine Aufwartung machen wollte, sehr auf; um so mehr, da er auf wiederholtes Klopfen keine Antwort erhielt. Ja es ging im Hause so stille zu, als wäre es ganz ausgestorben. Dieser diensthabende Offizier machte sogleich an geeigneter Stelle die Anzeige, worauf die Thüre des Hauses mit Gewalt geöffnet wurde.

Aber sieh da! welch ein seltsames Ereigniß! Man fand die Herrschaft, wie die gesammte Dienerschaft, in ihren Schlafzimmern und Betten, aber an Händen und Füßen mit Stricken gebunden. Und damit sie nicht um Hilfe schreien konnten, war jedem der Mund fast bis zum Ersticken verstopft. Man befreite Alle sogleich aus

ihrer schmerz- und angstvollen Lage. Wie lebhaft war ihre Freude, und wie groß ihr Dank für die Befreiung aus der Todesangst!

Die Polizeibehörde, welche die Untersuchung leitete, setzte augenblicklich in die Aussage des Grafen, daß sein Haus in verflossener Nacht von Räubern überfallen, und dann, nachdem sie Alle gebunden waren, ausgeplündert worden sei, nicht den mindesten Zweifel, und konnten es auch vernünftigerweise nicht thun; weil die Aussage der ganzen Dienerschaft mit der ihrer Herrschaft vollkommen übereinstimmte. Nur ein Umstand machte bei genauerer Untersuchung den Polizeidirektor, der einer der ärgsten Feinde des Grafen war, stutzen. Man fand nämlich im ganzen Hause nicht die geringste Spur eines gewaltsamen Einbruchs. Alle Kisten und Kästen waren fest verschlossen, und die Schlüssel hingen an ihrem bestimmten Orte. Als aber auf Verlangen des Grafen, der fest behauptete, daß er von Räubern ausgeplündert worden sei, vorerst die Regimentskasse, die unglücklicherweise zu dieser Zeit eine bedeutende Summe an Gold und Silber enthielt, und dann auch des Grafen Privatkasse geöffnet wurde, so fand man beide Kassen leer. Und ebenso auch die übrigen Kisten und Kästen. Die Diener der Polizei drückten dabei ihr Erstaunen aus, der feindselige Direktor zuckte die Achseln, und witterte Betrug, wo der Diebstahl offen vor Augen lag. Es war vergebens, daß der Graf seine Unschuld vertheidigte; selbst die Aufklärung der Dienerschaft, wie die seltsame Beraubung geschehen sein möchte, half nichts, der Direktor blieb bei seiner argwöhnischen Meinung, die er dann auch offen aussprach. „Herr

Graf!" versetzte er mit einer höhnischen Freude, „weder Ihr, noch Eure Dienerschaft, kann mich überreden, daß ich an den vorgeblichen Ueberfall von Räubern glaube; ich glaube vielmehr, daß hier ein Betrug obwalte." „Und daß ich diesen Betrug auf Kosten des Staates gespielt habe?" erwiederte der Graf mit Entrüstung.

„Dieses zu untersuchen ist nicht meine Sache, das wird der Kriegsminister thun, dem ich sogleich die Anzeige davon machen werde." So sprach mit höhnischer Miene der Direktor, und entfernte sich mit seinen Dienern.

„Um Gottes willen, was ist das?" fragte zitternd die Gräfin. „Wenn ich recht gehört habe, so hält der Polizeidirektor den unglücklichen Vorfall für einen Betrug, und dich für einen Betrüger, ja für den Räuber der Kriegsgelder. Wenn deinen Feinden, worunter der Kriegsminister der größte und gefährlichste ist, besonders jetzt, wo der Fürst krank darnieder liegt, es gelänge, diese schändliche Verläumdung glaubwürdig zu machen, so wäre es um unser Glück und dann auch um mein Leben geschehen."

Graf. Beruhige dich, liebe Albertine, fürchte das Schrecklichste nicht, Gott kennt ja meine Unschuld, der Fürst liebt mich und wird mich in Schutz nehmen, und meine ganze Dienerschaft wird für meine Unschuld zeugen.

Gräfin. Das ist schon recht, lieber Alphons, ich vertraue auch auf Gott, der mächtig genug ist, die Unschuld zu schützen; aber Gott läßt in dieser Welt zur Strafe und Prüfung der Menschen doch manches Uebel

zu. So weiß ich auch recht wohl, daß der Fürst dich liebt und alles Vertrauen auf dich setzt. Aber gerade das ist der Grund, warum deine Feinde dich so hassen, und schon lange auf Mittel denken, wie sie dich stürzen und verderben können. O, mein lieber Alphons, glaube mir, dießmal wird's ihnen gelingen.

Graf. Das kann nicht sein, auf dem Rechtswege können die Richter, und wenn sie auch meine Todfeinde wären, nie einen Mann für einen Betrüger erklären, der schon mehr als zwanzig Jahre seinem Fürsten treue Dienste geleistet, und für dessen Unschuld zehn glaubwürdige Zeugen sprechen werden. Nein, liebe Albertine, fürchte nichts; denn einen solchen Schurkenstreich läßt weder Gott, noch mein edler Fürst geschehen.

Gräfin. Was Gott geschehen läßt, wissen wir kurzsichtige Sterbliche nicht, aber daß der kranke Fürst von der ganzen Verhandlung nichts erfahren wird, wage ich ganz sicher vorauszusagen. Und auf das Zeugenverhör setze ich bei Richtern, die den Unschuldigen als schuldig wissen wollen, wenig Vertrauen. O, dießmal ahne ich das Schrecklichste, ich ahne und fürchte deine und meine Entehrung. Großer, gütiger Gott! wende doch nur dieses Uebel von uns ab! Den Verlust des Geldes, das uns diese Nacht geraubt wurde, will ich ja gerne verschmerzen; schwerer aber fiele mir der Verlust der Ehre und des guten Namens meines Gatten, doch am schwersten noch seine öffentliche Entehrung und Aechtung.

Kaum hatte die Gräfin diese Worte geendet, trat ein Offizier in das Zimmer, der dem Grafen den Degen

abforderte, ihm einen Verhaftbrief vom Kriegsminister vorwies und ihn sogleich verhaftete.

„Großer Gott, meine Ahnung!“ schrie die Gräfin erblassend, und umklammerte ihren Gatten, wollte ihn nicht lassen.

„Lasse mich, liebe Gattin!“ sprach der Graf weich, aber unerschrocken; „ich werde bald wieder gerechtfertigt zu dir zurückkehren. Ich bin ja unschuldig, und werde auch meine Unschuld zu vertheidigen wissen.“

Mit diesen Worten machte sich der Graf von den Armen, die ihn umschlungen hielten, los, und folgte dem Offiziere, der ihn in eine Art von Kerker führte. Und die jammernde Gräfin bekam auf diesen Schrecken so fürchterliche Krämpfe, daß ihr Krankheitszustand sehr gefährlich wurde. Ich will die gerichtliche Verhandlung nicht umständlich beschreiben, sondern nur das Endurtheil mittheilen, woraus wir schließen können, daß des Grafen Richter Schurken waren. Das Urtheil lautete also: „Da der Oberst Graf Alphons von Rechberg eines Staatsverbrechens überwiesen worden, das eigentlich den Tod verdient, die höchste Gerichtsstelle aber in Berücksichtigung seines Adels und seiner bisherigen Verdienste ihm aus Gnade die Todesstrafe erlassen will, so wird derselbe auf folgende gelindere Weise bestraft. Graf von Rechberg ist nämlich als ehrlos und aller Staatsämter für verlustig erklärt; demzufolge wird er für alle Zeiten aus der Residenz verwiesen, und werden ihm zur Tilgung der Untersuchungskosten, wie auch zum Ersatze der aus der Regimentskasse entwendeten Summen, die sämmtlichen Besitzungen abgenommen und zu Staatsgütern gemacht. —“

Dieses ungerechte Urtheil wurde dem unglücklichen Grafen verlesen, und er hiermit seiner Haft entlassen. Umsonst widersetzte er sich diesem ungerechten Urtheile; vergebens appellirte er an den Fürsten; man wies ihn verächtlich zurück und bedeutete ihm, daß, wenn er binnen drei Tagen die Residenz nicht verlassen habe, er durch die Polizei werde hinausgewiesen werden. O, ein schreckliches Schicksal für den edlen und verdienstvollen Grafen von Rechberg! aber es sollte recht bald für ihn noch schrecklicher werden. Bevor der Graf seiner Haft entlassen wurde, hatte sich das Gerücht von seinem Urtheile schon in der ganzen Residenz verbreitet, und unter allen Gutgesinnten der Stadt, insbesondere aber unter des Grafen Freunden ein großes Mißvergnügen und laute Klagen erregt. Durch Unvorsichtigkeit war dieses furchtbare Gerücht auch der todtkranken Gräfin zu Ohren gekommen. Gut, daß die Kranke schon mit den heiligen Sterbsakramenten versehen war; denn der Schrecken hatte sie plötzlich getödtet.

So kehrte also der unglückliche Graf, ehrlos und geächtet, aus dem Kerker nach Hause zurück, um den Leichnam seiner vielgeliebten Gattin zum Grabe zu begleiten, und dann als ein verachteter Bettler die Residenz für immer zu verlassen. O, dieß ist ein Schicksal, das nur ein wahrer Christ ertragen kann, weil Gottes Gnade in ihm ist. Und ein solcher Christ war zum Glück der Graf von Rechberg; denn sonst wäre er seinem jammervollen Schicksale unterlegen, und er hätte sich der Verzweiflung in die Arme geworfen. Aber der tiefgebeugte Graf erhob sein Haupt und Herz gen Himmel, flehte als ein gläubiger Christ zu Gott um Gnade, Trost

und Stärke, weinte und betete noch einmal auf dem Grabhügel seiner unvergeßlichen Gattin, hüllte sich in ein anständiges Pilgergewand, und verließ in dunkler Nacht die Residenz und die undankbare Welt, um in irgend einer Einsiedelei ein Plätzlein zu suchen, wo er ungekannt, aber auch ungestört, die noch übrigen Tage seines leidenvollen und freudenleeren Lebens in aller Gottseligkeit verleben könnte. Und dieses Plätzlein der Ruhe und des Friedens hatte er zu Maria-Trost gefunden. Denn der fromme Pilger, den wir an der Gruft des seligen Bruders Felix zum Erstenmale sahen, und den wir nun als den neuen Bruder Alphons kennen, ist kein anderer, als der unglückliche Graf von Rechberg. Wir sind nun jetzt, wie der ehrwürdige Abt, in des Bruders Geheimniß eingeweiht; aber den Bewohnern der Umgebung von Maria-Trost wird dieß Geheimniß erst später enthüllt, wo dem unglücklichen Grafen wieder schönere und bessere Zeiten erblühen werden.

Achtes Kapitel.

Der verkappte Räuber.

Bruder Alphons mochte kaum drei Jahre an der Wallfahrt Maria-Trost gewesen sein, als sich plötzlich ein Vorfall ereignete, der nicht nur den friedlichen Waldbruder, sondern auch die benachbarten Köhlersleute und die frommen Bewohner des Klosters mit der Gefahr des Todes bedrohte, aus der sie nur durch eine besondere

göttliche Fügung und durch den Schutz der seligsten Jungfrau Maria gerettet worden sind.

Marie, die fromme Köhlerstochter, hatte fast von Jugend auf die löbliche Gewohnheit, täglich ihre Morgen- und Abendgebete in der nahen Wallfahrtskirche zu Maria-Trost zu verrichten; denn sie war eine große und aufrichtige Verehrerin der göttlichen Jungfrau, genoß aber hingegen auch stets ihren mütterlichen und mächtigen Schutz. Früher, als Joseph noch zu Hause war, hatten die frommen Geschwister an dieser heiligen Stätte ihre Andacht gemeinschaftlich verrichtet, und so durch gegenseitige Erbauung einander angeeifert, mit Gottes Gnade auf der Stufenleiter der Vervollkommnung immer höher zu steigen, und sich des Wohlgefallens Gottes und der göttlichen Mutter von Tag zu Tag würdiger zu machen. Seitdem aber Joseph im Kloster studierte, verrichtete Maria ihre tägliche Andacht ganz allein in dem einsam stehenden Kirchlein. Gar oft wandelte das fromme Mädchen allein im Dunkel der Nacht dahin, und ein geheimer Schauer durchbebte ihre Seele beim Geschrei der Eulen und Uhu, mit dem das Pfeifen der Winde oder das Heulen der Stürme oft zu wetteifern schien. Der heutige Abend war jedoch der schwierigste von allen, an denen Marie ihre Andacht in der Wallfahrtskirche verrichtete. Der Sturm heulte gar schauerlich durch das dichte Gehölz, und das Zucken der Blitze, das Rollen des Donners, wie der herabstürzende Regen, mehrten noch die Schauer der rabenschwarzen Nacht. Doch mehr noch, als all diese Schauer, durchbebte ihre Seele eine schreckliche Ahnung, die sie vergebens ganz niederzukämpfen versuchte. Sie knieete

dießmal nicht, wie gewöhnlich, in einem Betstuhle, sondern an der Stufe des Altars, der zur Verehrung der göttlichen Jungfrau Maria geweiht war. So inbrünstig, wie in dieser schauerlichen Stunde, hatte sie schon lange nicht mehr gebetet. Wie eine fromme Seele zu thun pflegt, der ein nahes und großes Unglück bevorsteht, so flehte sie jetzt mit Inbrunst des Herzens zur gemeinsamen Mutter der Gläubigen, zur Beschützerin der Unschuld, um ihre mächtige Fürbitte, um ihren mütterlichen Schutz.

Plötzlich aber wurde die fromme Beterin durch ein Jammergeschrei, das von der nahen Wohnung des Waldbruders schauderhaft herüberdrang, und noch schauderhafter im Kirchlein wiederhallte, aus ihrer Andacht aufgeschreckt. Sie erhob sich erzitternd von den Knieen, eilte der halboffenen Thüre zu, um in der Wohnung des Bruders Alphons nachzusehen, ob und was ihm etwa Uebles zugestoßen sei. Aber unter der Kirchthüre bebte sie vor Schrecken einige Schritte zurück; denn sie hatte etliche schwarze Männer erblickt, die unter einem höllischen Gelächter aus dem Bruderhäuschen heraus und geradezu auf das Kirchlein zueilten.

„Heilige Jungfrau, schütze mich!“ flehte die erschreckte Marie, und zog sich eilends hinter der geöffneten Thüre in eine Ecke zurück. Die furchtbaren Männer kamen näher, und schon stand einer derselben mit einer brennenden Fackel unter der offenen Thüre, hinter welcher die zitternde Marie zu Gott und dessen heiligen Mutter flehte. „Wo soll ich das Feuer anlegen?“ fragte mit fürchterlicher Stimme der Fackelträger. „Hier nicht,“ erwiederte in befehlendem Ton

eine tiefe Baßstimme, „vorwärts zu den Köhlerhütten, damit wir noch zu rechter Zeit in's Kloster kommen!“

Der Fackelträger entfernte sich, und verschwand augenblicklich mit den übrigen Männern im Dunkel der Nacht. Da athmete auch Marie wieder freier auf, und eilte sogleich in das Bruderhaus; aber ach, welch ein entsetzlicher Anblick! Das Feuer loderte schon oben zum Dache hinaus, und der arme Bruder Alphons lag in seiner Zelle an Händen und Füßen gebunden auf dem Boden. Er bereitete sich gerade mit einem inbrünstigen Gebete auf seine letzte Stunde vor, die er im schrecklichen Feuertode recht bald vollenden sollte, als Marie, wie ein rettender Engel vom Himmel, in die Zelle eilte. Marie durchschnitt sogleich mit dem Küchenmesser, das sie beständig mittelst eines ledernen Riemens an der Seite trug, die Stricke, womit Bruder Alphons gebunden war. Hierauf bot sie ihm die Hand zum Aufstehen, zog ihn eilends zur Zelle und dem brennenden Hause hinaus, und sprach: „Lieber Bruder Alphons! verlasset auf der Stelle diese Gegend, und eilet dem Kloster zu; denn die Mordbrenner kommen auch noch diese Nacht dahin, um es zu berauben und in Brand zu stecken. Ach, eilet, eilet! sonst kommt den frommen Vätern des Klosters die Warnung zu spät. Ich würde selbst dahin eilen; aber auch meine guten Eltern sind in derselben Todesgefahr.

Nach diesen Worten eilte Marie ihrer Heimath, und Bruder Alphons dem Kloster zu. Da Maria wußte, was für ein schreckliches Schicksal ihren theuern Eltern, und wahrscheinlich auch ihren Nachbarsleuten, bevorstehe, so war sie, weil Angst und Liebe ihre Schritte

beflügelte, mit der Schnelligkeit eines Rehs, vor ihrem älterlichen Hause angekommen. Sie hatte unterwegs inbrünstig zu Gott und der heiligen Jungfrau gefleht, daß es ihr doch gelingen möchte, die lieben Eltern, wie ihre Nachbarn, vom Feuertode und aus jeder Gefahr zu retten. Ihr erster Blick ging nach dem Dache des Hauses, um zu sehen, ob nicht etwa aus demselben schon die Flammen auflodern. „Gottlob!" sprach sie bei sich, „ich erblicke noch kein Feuer, und so bin ich doch nicht zu spät gekommen. O, wenn die guten Eltern nur auch noch leben, und nicht ermordet worden sind!" Bei diesen Worten pochte ihr gar heftig das Herz, und es ergriff sie eine Furcht und Angst, so daß ihr die Kniee zitterten. Sie schlich vorsichtig und auf den Zehen vor das Fenster, blickte durch dasselbe in die Stube, sah aber keinen Menschen darin. Sie ging von da an die Stelle, wo die Stubenkammer, aber kein Fenster war, hielt das Ohr an die dünne hölzerne Wand und lauschte. „O Jesus, Maria!" rief sie leise aus, „ich höre da drinnen ein Wimmern, wenn es nur nicht das Röcheln meiner sterbenden Eltern ist!" —

Jetzt konnte sich Marie nicht mehr zurückhalten, Liebe zu den Eltern, und Vertrauen auf Gott stählte ihren Muth, und sie eilte in die Hütte und in die Kammer hinein. Unter der Hausthüre sah sie dieselben schwarzen Männer jauchzend aus des Nachbars Hütte gehen, und dem Wege zueilen, der ins Kloster führt.

„Barmherziger Gott!" flehte Marie im Herzen, „laß die Rettung der Bedrängten gelingen, und be-

schütze auch das Kloster!“ Jetzt stand sie in der Kammer vor ihren Eltern, die sie in der nämlichen Lage fand, wie kurz zuvor den Bruder Alphons, nur mit dem Unterschiede, daß diesen der Mund verstopft war. Die Stricke zerschneiden, die Theuren vom Boden aufrichten, und sie aus der Hütte in das Freie führen, war das Werk eines Augenblicks; denn das edle Mädchen wollte auch die Nachbarsleute retten, was ihr glücklich gelang.

Kaum hatten die Geretteten ihre Hütten verlassen, kaum waren sie hundert Schritte weit gegangen, so brach in denselben Feuer aus, und in wenigen Augenblicken loderten sie in lichthellen Flammen auf.

„Großer Gott!“ schrie Kaspars Frau, „nun ist Alles verloren, wir sind Bettler. Seht nur, der Wald brennt schon!“

„Das Beste wurde doch mit Gottes Hilfe gerettet, — nämlich unser Leben,“ — versetzten Marias Eltern, und hoben dankbar Augen und Hände gen Himmel. „Ja ihr und wir,“ sprach Kaspar mit einer Thräne im Auge, „wären jetzt schon eine Beute des Todes, lägen schon unter unsern eingeäscherten Hütten begraben, hätte uns nicht der liebe Gott in der engelgleichen Marie noch zu rechter Zeit eine Retterin gesendet. O Marie, gute Marie! das haben ich und meine Frau nicht um dich verdient, das wolle dir der liebe Gott vergelten!“ — Jetzt mußten die Flüchtlinge eilen, um aus dem Walde und auf die Höhe des Hügels zu kommen, auf dem die Wallfahrt zu Maria-Trost steht; denn der Sturm hatte das Feuer so

schnell umher verbreitet, daß schon die ganze Umgebung der beiden Hütten in Flammen stand.

„Was habe ich von dem elenden Leben?“ sprach heulend die undankbare und habsüchtige Anna, „unser Hab und Gut geht im Rauche auf, und wir müssen dann betteln, um so unser elendes Leben noch länger durch die Welt zu schleppen. Ich wollte, Marie hätte mich lieber in der Hütte verbrennen lassen, ich hätte nun schon ausgelitten, und dürfte jetzt nicht so elend und bettelarm in der Welt herumziehen.“ —

„Das sind gotteslästerliche Worte, Anna!“ versetzte Kaspar entrüstet, „heißt das glauben und auf Gott vertrauen? Sind wir denn schon verloren, kann Gott, der allmächtige und allgütige Vater im Himmel, der alle Menschen und Thiere nährt, uns nicht mehr helfen, und uns auch dann noch erhalten, wenn wir auch unser ganzes Vermögen verloren haben? Hat uns doch Gott das Leben gerettet, so wird er es auch zu erhalten wissen. O Anna! ich bitte dich, vertraue doch auf Gott und bete, und dann wird Alles wieder recht werden.“

„Ja Kaspar hat recht, hat schön gesprochen,“ nahm jetzt Christoph das Wort, „und wir wollen thun, was er sagte, wollen beten und recht fest auf Gott vertrauen. Ja seht dort, die Wallfahrtskirche ist nicht verbrannt, ihre Thüre steht uns offen, und ladet uns Unglückliche zum Gebete ein. So laßt uns denn eintreten in das Heiligthum, in dem schon so viele Leidende und Betrübte von der göttlichen Mutter, die auch unsre Mutter ist, getröstet worden sind.“ — Sie

traten ein, und waren nun unter dem Schutze der göttlichen Jungfrau Maria.

Neuntes Kapitel.

Die Räuber werden mit List gefangen.

Die Verunglückten waren kaum im Gotteshause eingetreten, als auf den Fittigen des Sturmwinds ein furchtbares Gewitter daherzog. Unter Donner und Krachen der Blitzschläge durchzuckte die Luft ein so fürchterliches Wetterleuchten, daß die Kirche zu Maria-Trost, in der unsre armen Flüchtlinge zitternd und betend auf den Knieen lagen, von einem schauerlichen Feuerglanz umgeben und gleichsam wie beleuchtet war. Je inbrünstiger sie beteten, desto näher kam das schreckliche Gewitter. Jetzt stand es gerade über ihnen. Aber allmählig verstummte der Donner, und die Blitze zuckten seltener aus den wasserschweren Wolken. Plötzlich entstürzte dem Himmel wie in Wasserbächen ein Regen.

„Gottlob! und Dank dir, heilige Mutter Gottes! für deine Fürbitte. Gott hat sie erhört, und uns unter Blitz und Donner schnelle Hilfe gesendet. Ja viele tausend Hände hätten mit den besten Löschwerkzeugen nicht ausgerichtet, was dieser Regen, der gleich einem Wolkenbruch vom Himmel herniederstürzt.“ So sprach Christoph, und trat unter die Thüre, um nach der Gegend des Waldbrands zu sehen.

„O liebe Leute, freuet euch und danket Gott und seiner jungfräulichen Mutter!“ rief jetzt Christoph mit

Entzücken aus. „Der Himmel war uns günstiger, als die Welt; denn der Waldbrand scheint gelöscht zu sein, ich sehe nirgends mehr Feuer, nur da und dort einen dicken schwarzen Rauch emporsteigen.“

„So sind wir denn noch nicht bettelarm, wie meine mißtrauische Frau schon gemeint hat,“ versetzte Kaspar, und pries mit den Uebrigen Gott und Maria. In diese Lobpreisung hatte selbst auch die eigennützige Anna mit eingestimmt.

Das schauerliche Gewitter war vorübergezogen, ungefähr nach einer Stunde hörte auch der Regen allmählig auf, und der trübe Himmel begann sich aufzuheitern. Jetzt traten auch die Verunglückten wieder mit einem leichtern Herzen und heitern Antlitze aus der Kirche in das Freie. Alle blickten sogleich nach der Gegend, wo der Waldbrand war, nur Marie allein blickte zuerst dahin, wo das Kloster stand; und Alle riefen einstimmig aus: „Gottlob! das Feuer ist gelöscht!“ — „Gottlob!“ rief Marie, „das Kloster blieb vom Feuer verschont!“ Denn Marie war im Augenblicke mehr um Joseph, den geliebten Bruder, als um Haus und Wald, um Hab und Gut, bekümmert. „Wahrscheinlich ist es dem Bruder Alphons gelungen, mit Gottes Hilfe das Kloster zu retten,“ fuhr Marie freudig fort, und nahte sich den Uebrigen, um ihre Worte, deren Bedeutung jene nicht verstanden, zu erklären; denn die Uebrigen wußten noch nicht, was mit dem Bruder Alphons vorgefallen, und daß die Räuber auch das Kloster in Brand stecken wollten. Erst jetzt erzählte ihnen Marie Alles, was sich zugetragen hatte, als sie in der Wallfahrtskirche ihre Abend-

andacht verrichtete. Alle waren darüber erstaunt, und riefen mit einem frommen Blick nach Oben aus: „eine wunderbare Fügung Gottes!“

„Diese Gnade, liebes Kind, hat dir die seligste Jungfrau Maria erfleht!“ sprach die Mutter tiefgerührt zu Marie, und schloß sie mit mütterlicher Zärtlichkeit in ihre Arme. „Ja diese wunderbare Rettung ist ein Lohn für deine Frömmigkeit; denn wärest du nicht alle Abend hieher gegangen, um zu Maria-Trost deine Andacht zu verrichten, so wäre es ganz wahrscheinlich auch gestern Abends nicht geschehen, und somit lägen wir Alle, sammt dem Bruder Alphons und den frommen Bewohnern des Klosters unter einem Aschenhaufen begraben. Und auch der liebe Joseph wäre nicht mehr. Nun aber, liebes Kind, hat dich Gott wegen deiner Frömmigkeit auf die Fürbitte der seligsten Jungfrau als das Werkzeug zu einer so wunderbaren Rettung erkohren. Gelobt und gebenedeit sei daher Gott und Maria!“

„Amen!“ fügten die Andern bei, und Christoph begann alsdann auf Mariens Bitte zu erzählen, was sich zwischen den verkappten Räubern und ihnen zugetragen hatte.

„Deine Mutter und ich, liebe Marie,“ so begann er, „waren um deinetwillen in großer Angst, da du diesmal so ungewöhnlich lange ausgeblieben bist. Schon war ich im Begriff, selbst nach der Wallfahrt zu gehen, um nachzusehen, ob dir etwa ein Unglück zugestoßen sei. Aber da klopfte es an der Hausthüre, und in der Meinung, daß du es wärest, eilte ich freudig hinaus, um dich einzulassen. Doch sieh' da, statt deiner stan-

den vier langbärtige Pilger vor mir, und baten für diese so stürmische Nacht um Herberge."

„Meine Hütte ist zwar klein," erwiederte ich, „aber für zwei Pilger hat sie schon noch Raum genug, und die andern zwei können ja bei meinem Nachbar, dessen Hütte kaum 50 Schritte weit von der meinigen entfernt ist, ihre Nachtherberge finden." —

„Wir sind unsrer acht," versetzte eine tiefe Baßstimme, „und haben uns schon in die zwei Hütten vertheilt, und somit hat der Nachbar auch schon seine vier Pilger zu beherbergen."

„Auf diese Worte wurde es mir, wie natürlich, in der Nähe dieser Pilger recht unheimlich; aber was wollte ich anfangen? ich hieß sie freundlich willkommen, und ließ sie in Gottes Namen ein."

„Sind eure übrigen Leute schon in der Ruhe?" fragte einer der Pilger, als wir in der Stube waren. „Ja," antwortete ich in meiner Verwirrung; denn die Mutter und ich hatten im ersten Augenblicke gemerkt, daß diese Männer nicht seien, für was sie sich ausgeben. Und ach! schon der nächste Augenblick hatte uns zum Entsetzen überzeugt, daß die Pilger nur verkappte Räuber wären; denn zwei davon ergriffen mich, und die beiden Andern die arme Mutter, verstopften uns den Mund, damit wir nicht um Hilfe schreien konnten, banden uns dann mit Stricken an Händen und Füßen, und schleppten uns in die Kammer. „So, hier bleibt liegen," sprach einer der Bösewichte, „und damit es euch auf dem Boden nicht friert, so wollen wir sogleich ein Feuerlein anzünden, das euch heiß machen wird." Hierauf schlugen die Bösewichte

die Thüre zu, und entfernten sich unter höllischem Gelächter.

„O, liebe Marie!“ nahm die Mutter das Wort, „wie es uns in dieser schrecklichen Lage zu Muthe war, können wir dir unmöglich sagen. Der Vater und ich konnten uns nicht einmal mit Worten trösten, wir konnten nur wimmern und im Stillen beten zu dem, der die Macht hat, aus jeder Noth und Gefahr zu retten. In meiner Todesangst dachte ich wohl auch daran, daß du, liebe Marie, noch kommen und uns retten könntest. Aber ich wagte kaum diesen tröstlichen Gedanken zu denken, als ein anderer schrecklicher Gedanke, du werdest von den Räubern schon gemordet sein, vor meine Seele trat, und mir die Todesangst vermehrte. Der Todesschweiß stand mir schon auf der Stirne, als du, liebe Marie, plötzlich, wie ein Engel vom Himmel, vor uns standst, unsere Bande löstest, und wir an deiner Hand gerettet in's Freie traten. Diese schöne That der Liebe vergelte dir, mein Kind, der allgütige Gott! Und Ihm, dem Allerbarmenden, sei Ehre, Lob und Preis in Ewigkeit!“

„Amen!“ versetzten die Uebrigen mit Rührung und Ehrfurcht, und nachdem sich Kaspar erklärt hätte, daß diese soeben erzählte Geschichte im Ganzen auch die ihrige sei, so begaben sie sich wieder in die Kirche, um Gott und der heiligen Jungfrau für ihre Rettung und Hilfe von Herzen zu danken. Wir aber wollen uns nach dem Kloster begeben, um zu sehen, wie dort die Sache steht.

Der fromme Bruder Alphons hatte unter Dankesthränen und Segenswünschen, die er über Marie, seine

edle Lebensretterin, aussprach, seine brennende Wohnung verlassen, und war mit der Schnelligkeit eines Jünglings dem Kloster zugeeilt. Bei demselben angekommen, nahte er sich nur mit der größten Vorsicht der Pforte; denn er vermuthete nicht mit Unrecht, daß die Räuberbande hier Späher ausgestellt, oder doch wenigstens schon etliche Räuber unter dem trügerischen Gewande eines Pilgers sich in's Kloster eingeschlichen haben möchten. Und wie er vermuthete, so war es auch wirklich. Zum Glück wurde er im Dunkel der Nacht von den ausgestellten Wachen nicht bemerkt, und die zwei Räuber, welche als Pilger verkleidet im Kloster Einlaß und freundliche Herberge gefunden hatten, waren schon in der für Pilger bestimmten Zelle, als Bruder Alphons an der Klosterpforte so geräuschlos, als möglich, Einlaß begehrte, und sich unverweilt dem Abte, der schon in der Ruhe war, vorstellen ließ.

Da es nicht leicht war, sich des Klosters zu bemächtigen, so bedurfte es auch von Seiten der Räuber aller möglichen Vorsicht und List. Sie glaubten auch wirklich Alles mit feiner List und Klugheit veranstaltet zu haben. Die Wohnung des Waldbruders zu Maria-Trost, wie die beiden Köhlerhütten waren sammt ihren Bewohnern nur deßhalb der verheerenden Flamme preisgegeben worden, um alle Möglichkeit einer Dazwischenkunft zu beseitigen, die sie an der Plünderung und Verheerung des Klosters hätte hindern können. Daß sie auch Feuer im Walde anlegten, geschah in der Absicht, um die ziemlich zahlreichen Bewohner der beiden Mühlen und des Meierhofes, die ihnen hätten gefährlich werden können, in den brennenden Wald zu locken, um da-

selbst zu löschen, während das Kloster in Flammen aufginge.

Die beiden Räuber, die als Pilger verkappt im Kloster eine Nachtherberge gefunden, gaben vor: sie kämen aus Italien, von Rom und Loretto, wohin sie, um ein frommes Gelübde zu lösen, eine Wallfahrt gemacht, und nun wieder den Rückweg angetreten hätten, um in ihre Heimath in dem nördlichen Theile des Schwabenlandes zurückzukehren. Da die schwäbische Mundart ihre Muttersprache zu sein schien, und sie durch allerlei erdichtete Erzählungen ihre Pilgerfahrt wahrscheinlich zu machen wußten; so war ihnen, bis zur geheimen Ankunft des Bruders Alphons, den sie schon unter seiner eingeäscherten Wohnung begraben wähnten, die List nach Wunsch gelungen.

Allein die allweise Vorsehung Gottes, der nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen zwar manche böse That zuläßt, aber auch manche schon im Keime erstickt, hatte der Bosheit dieser Räuber ein Ziel gesetzt, an dem ihre verschlagenste List vereitelt werden, und Gottes Strafgericht sie ganz unvermuthet überraschen sollte.

Die beiden Bösewichte der Klosterzelle hatten sich zum Scheine schon schlafen gelegt, aber nicht, um zu schlafen, sondern um die Klosterleute zu täuschen; denn sie hatten den Auftrag, um Mitternacht, wo im Kloster Alles im tiefen Schlummer liegen würde, ihren Mitgesellen das verabredete Zeichen zu geben, ihnen alsdann mittelst eines nachgemachten Schlüssels die Klosterpforte zu öffnen, und sie so in's Innere des Klosters zu führen. Sie mußten also wachen, und lagen bis Mitternacht mit offenen Augen und lauschenden

Ohren auf ihrem Nachtlager. Aber während diese Bösewichte ihre List schon für gelungen wähnten, wurde im Innern der Klausur auf eine ganz geräuschlose Weise eine Gegenlist veranstaltet, welche die ihrige zu Schanden machen wird. Denn nachdem der Bruder Alphons dem Abte, der ein eben so weiser als frommer Mann war, den verderblichen Anschlag der Räuberbande geoffenbaret hatte, wurde sogleich in aller Stille und mit größter Vorsicht Anstalt getroffen, um den teuflischen Anschlag unter der Leitung des kriegskundigen Bruders Alphons und mit Hilfe Gottes zu vereiteln. Es befanden sich im Kloster acht noch recht rüstige Laienbrüder, fünf baumstarke Knechte, von denen ein jeder Muth und Kraft besaß, um sich mit dem kühnsten Räuber zu messen, und zehn erwachsene studierende Jünglinge, denen es auch nicht an Muth und Kraft gebrach. Da man aber die Zahl der Räuber nicht kannte, so wurde eilends ein Bote durch ein geheimes Pförtchen, das die Räuber nicht so leicht entdecken konnten, nach den beiden Mühlen und dem Meierhofe ausgesandt, von wo er nach kurzer Zeit und auf demselben verborgenen Wege mit sechzehn rüstigen Burschen in's Kloster zurückkehrte. Vierzig rüstige Männer, die sich je zwei und zwei in die zwanzig Zellen verborgen, erwarteten nun die Ankunft der Räuber. Bruder Alphons vermuthete, daß die Räuber, wenn sie einmal in die Clausur eingedrungen, einzeln in die Zellen schleichen würden, um so ohne alles Geräusch die armen Väter mit Stricken zu binden. Wie er vermuthete, so geschah es auch.

Endlich schlug die gefahrvolle Stunde, das ver-

abredete Zeichen wurde gegeben, die Pforte geöffnet, und sechzehn Räuber schlichen auf den Zehen durch dieselbe in den dunkeln Klostergang. Es herrschte im ganzen Kloster eine Grabesstille, und die Räuber wähnten schon gewonnenes Spiel. Sie drangen fast geräuschlos in die Clausur ein. Jetzt geschah, was die verborgenen Vertheidiger erwarteten. In jede Zelle trat leise ein Räuber mit Stricken in der Hand, um den Pater im Schlafe zu ergreifen und an Händen und Füßen zu binden. Aber wie staunte jeder Räuber, als er beim Eintritt in die Zelle ganz stille von vier kräftigen Armen gepackt, zu Boden geworfen und mit seinen eigenen Stricken an Händen und Füßen gebunden wurde! In Zeit von wenigen Augenblicken waren alle sechzehn Räuber gefangen und gebunden, ohne daß nur einer der ehrwürdigen Väter berührt und ein Tropfen Blut vergossen worden wäre. Diese Falle, in die sie nach so vielen verübten Verbrechen und Schandthaten selbst gelaufen waren, wie es oft auch dem listigsten Fuchse geschieht, hatten die Räuber nicht vermuthet.

Als man sie in einen geräumigen und wohlverwahrten Kerker schleppte, aus dem die Flucht unmöglich war, so knirschten sie mit den Zähnen, und stießen allerlei schreckliche Flüche und Verwünschungen aus. Aber man schloß den Kerker zu, ließ die gefangenen Bösewichte toben und fluchen, dankte Gott und freute sich, aus einer so nahen und fürchterlichen Todesgefahr gerettet worden zu sein. Am andern Morgen wurde Gott zu Ehren und der edlen Marie zum Heile vom Abte selbst ein Hochamt gehalten, und am Schlusse

desselben das „Te Deum“ von der ganzen frommen Klostergemeinde gesungen.

Zehntes Kapitel.

Auf Trübsal und Angst folgt Trost und Freude.

Die schaudervolle Nacht, in der die Räuberbande im Kloster gefangen, gebunden und in den Kerker geworfen worden, wurde von den beiden Köhlerfamilien unter inbrünstigem Gebete, und unter Hoffnung und Furcht durchwacht. Marie und ihre frommen Eltern beteten in dieser Nacht mehr für ihren lieben Joseph und für die ehrwürdigen Bewohner des Klosters, als für sich selbst. Waren sie doch der so nahen Todesgefahr entronnen, und hatten die Hoffnung, den größten Theil ihres Waldes noch unversehrt zu finden. Zwar schien auch das Kloster vor einer Feuersbrunst bewahrt worden zu sein; ob aber nicht ein anderes schreckliches Schicksal die Bewohner desselben getroffen habe, darüber waren sie in peinlicher Ungewißheit. Doch sie empfahlen Jene, für die sie fürchteten und hofften, dem Schutze Gottes und dessen jungfräulicher Mutter, und erwarteten mit Sehnsucht den Morgen.

„O gewiß,“ sprach Marie zur Mutter, da sie ihre ängstliche Besorgniß für die Bewohner des Klosters äußerte, „gewiß! hat der liebe Gott das Unternehmen des Bruders Alphons gelingen und die abscheulichen Räuber in die Falle kommen lassen! Es geht

mir im Geiste vor, als seien Alle im Kloster gerettet, und somit auch unser lieber Joseph. Wenn es nur einmal Tag wäre, damit wir selbst in's Kloster gehen, und uns sichtbarlich von ihrer Rettung überzeugen könnten!"

So sprach Marie, und blickte mit ihrer Mutter mit Sehnsucht in das Thal hinab, wo das Kloster stand, aber bis jetzt noch mit seinen Thürmen vom düstern Schleier der Nacht umhüllt war. Endlich aber brach am aufgeheiterten Himmel die Morgenröthe an, und verkündete den ersehnten Aufgang der Sonne. Es verschwand am Himmel ein Sternlein nach dem andern, und jetzt durchbrachen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne mit einer unwiderstehlichen Gewalt den grauen Schleier der Morgendämmerung. Auch aus den Herzen der Verunglückten zu Maria-Trost war die peinliche Angst verschwunden, und an ihre Stelle die freundliche Hoffnung getreten.

„O, sieh'! — sieh'!" rief jetzt Marie mit Entzücken aus, „dort unten im Thale die Thürme des Klosters im Strahlenglanze der Sonne! Es ist, als verkünden sie uns Trost und Freude." —

„Ja Trost und Freude verkünde auch ich euch, ihr Lieben!" sprach in einem gar lieblichen Tone eine wohlbekannte Stimme, — es war die Stimme des Bruders Alphons, der plötzlich vor ihnen stand. Es waren Alle so freudig überrascht, daß sie beim Anblicke des ehrwürdigen Bruders auf Einmal ihr ganzes Unglück vergaßen, und in ihrer Brust nur der Hoffnung und Freude Raum gaben, die sie dann auch zu

äußern begannen. Selbst die trostlose und mißtrauische Anna war wieder heiterer geworden.

„Lieber Bruder Alphons! ist's Euch gelungen, das Kloster zu retten?“ Dieß war Mariens erste Frage, als sie ihn erblickte.

„Ja, gepriesen sei Gott und Maria!“ erwiederte Bruder Alphons, indem er mit Andacht Hände, Augen und Herz gen Himmel erhob, „ja, liebe Marie! derselbe allmächtige und allgütige Gott, der euch und mich vom Tode gerettet, hat auch das Kloster beschützt, und du, edles Mädchen, warst das erkohrene Werkzeug zur Rettung Aller. Was du in dieser gefahrvollen Nacht als Werkzeug Gottes Edles und Herrliches vollbracht, kann dir die Welt nicht belohnen, darum werde dir dereinst dafür der Himmel zum Lohne!“ — So sprach der ehrwürdige Bruder Alphons mit einer Thräne der Rührung im Auge, und erklärte sogleich ohne Umschweife den Grund, warum er schon so frühe hieher gekommen sei.

„Ich bin so frühe hieher gekommen, liebe Leute!“ fuhr er fort, „theils um mich sobald als möglich davon zu überzeugen, ob der guten Marie die Rettung ihrer Eltern und Nachbarsleute mit Gottes Hilfe gelungen, theils um euch im glücklichen Falle hier aufzusuchen und hinunter in's Kloster zu führen, wo man euch mit Freude erwartet, und gewiß sehr liebreich empfangen wird. Mit ungeduldiger Sehnsucht harret eurer der liebenswürdige Joseph, der, wenn er nicht als Novize an die Clausur gebunden wäre, mit mir hieher geeilt sein würde, um sich zu überzeugen, ob die lieben Eltern und Schwester noch am Leben

sind. Ja, liebe Leute, fasset Muth; denn ich bringe euch aus dem Kloster eine erfreuliche Nachricht!" Jetzt erzählte er ihnen, um vor Allem ihre Neugierde zu befriedigen, die seltsame Begebenheit mit der gelungenen Verhaftung der Räuber, die nun eingekerkert sind, und fuhr dann in seiner Rede also fort: „Der fromme und ehrwürdige Abt ist durch die außerordentlichen Ereignisse dieser verflossenen Nacht so mächtig ergriffen worden, daß er auf diesen Morgen einen Danksagungsgottesdienst angeordnet, und auch beschlossen hat, euch, wenn ihr noch am Leben seid, im Kloster väterlich aufzunehmen. Er weiß es schon, daß nur Marie Gottes Werkzeug zur Rettung Aller war, die heute Nacht in so naher Todesgefahr schwebten, und er nennt sich Mariens größten Schuldner. Ja, er wünscht recht sehr, daß die verunglückten Köhlersleute noch am Leben sein möchten, um Gelegenheit zu haben, ihnen durch Gaben der Dankbarkeit das erlittene Unglück so viel wie möglich mildern, ja gleichsam in Vergessenheit bringen zu können. Er will euch daher in jenes Klostergebäude aufnehmen, das sonst für Gäste bereitet ist, um euch so lange darin verpflegen zu lassen, bis eure niedergebrannten Wohnungen wieder aufgebaut und eure Verhältnisse vollkommen so geordnet sein werden, als wäre euch nie ein Schaden oder sonst ein Leid zugefügt worden." —

Alphons tröstliche Mittheilung hatte die Umstehenden zu Thränen der Dankbarkeit und Freude gerührt. Selbst Anna, auf deren hartes und selbstsüchtiges Herz bisher weder Zusprüche, noch Gebet einen guten Eindruck gemacht, ward durch die Güte des

Abtes so gerührt, daß sie vor Freude laut zu weinen begann. Und erst jetzt, wo ihr eigennütziges Herz vollkommene Entschädigung des erlittenen Unglücks hoffen durfte, empfand sie für Mariens edle That einen gewissen Anflug von Dankbarkeit. Jetzt nahete sie sich dem guten Mädchen, schloß es stürmisch in ihre Arme, und rief laut aus: „O, Marie, gute Marie! wärest du nicht gewesen, dann wären wir Alle schon todt!“ Hierauf trat sie auch zum Bruder Alphons hin, drückte ihm heftig die Hand und sprach: „Auch Euch, ehrwürdiger Bruder, danke ich herzlich; denn ich weiß schon, daß Ihr meinem Manne und mir beim hochwürdigen Herrn Abt ein gutes Wort eingelegt habet. O, was für ein herzguter Mann der hochwürdige Herr Abt ist! Man sollte ihn mit Gold einfassen.“ Auf diese Worte kehrte der anspruchslose Bruder Alphons sein Gesicht von ihr ab, um ihr die Verachtung zu verbergen, die er wegen ihrer Schmeicheleien empfand; denn der Edle wollte sie jetzt, da sie verunglückt war, verschonen. Aber sie hätte seine Verachtung vollkommen verdient; denn die Heuchlerin hatte Allen gedankt, nur Gott allein nicht. Der Grund davon liegt offen vor uns; denn es gebrach ihrem Herzen an jenem religiösen Gefühle der Dankbarkeit, das jede empfangene Wohlthat nach ihrem wahren Werthe würdigen, und nach Kräften dafür erkenntlich sein will. Ja der Name „Gott“ kam bei dieser Gelegenheit, wo er ihr doch so nahe gelegt war, gar nicht über ihre Lippen, weil sie Gott weder auf der Zunge, noch im Herzen trug. Ihr Mann aber fühlte zarter und dachte edler, als sie. Der

Gedanke, daß er und seine Frau weder auf den Dank, noch auf die Großmuth des Abtes den mindesten Anspruch, sondern nächst Gott Alles nur der edlen Marie und deren Eltern zu verdanken hätten, wie auch die Erinnerung an die vielen Beleidigungen, die ihren Wohlthätern von seiner Frau schon zugefügt worden, hatte einen ganz eigenen Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Er war sehr wehmüthig, aber auch sehr dankbar gestimmt. Obwohl er kein lautes Wort sprach, so drückte doch die Thräne in seinem Auge, wie auch alle seine Geberden die Dankgefühle seines Herzens ganz verständlich aus. Und nebstdem dachte er noch bei sich: „Wie viel Freude und Ehre erleben doch Christoph und Josepha an ihren Kindern! Die Guten verdienen es aber auch. Was haben hingegen wir schon an unsern Kindern erlebt? Ach, nichts als Schande und Herzenleid. Aber haben wir um sie was Besseres verdient? O nein! ich muß es selbst gestehen, daß wir an ihnen gerade das erlebten, was wir verdienten. Konrad hat als ein gottvergessener Bube, als ein grausamer Thierquäler, die Strafe eines schrecklichen Todes empfangen, und Jakob — ach, barmherziger Gott! wie zittert mir beim Gedanken an ihn das Herz! — Jakob irrt vielleicht, wie der verlorene Sohn, in der Welt umher, und führt ein verbrecherisches Leben, oder schmachtet schon irgendwo in Kerker und Banden, wie die abscheulichen Räuber dort unten im Kloster, und flucht seinen Eltern, die ihn so schlecht erzogen. Großer, barmherziger Gott! wenn er verzweifelt, und ewig verloren geht, wie werden wir es dereinst vor deinem gerechten Richter-

stuhle verantworten können! O, langmüthiger, barmherziger Vater! erbarme dich seiner und auch unsrer. Daß ich doch nie so schwach und nachgiebig, sondern ernster und strenger gewesen wäre! Aber ach! meine Frau! meine eigensinnige Frau ....“ Hier wischte der reumüthige Kaspar eine Thräne aus seinem abgewandten Auge, und fuhr in seinen Gedanken fort: „Wenn wir unsere Kinder so fromm und christlich erzogen hätten, wie Christoph und Josepha die ihrigen, so könnten wir jetzt auch, wie sie, bei allen Drangsalen dennoch im Herzen ruhig und glücklich sein. Wie ruhig kann jetzt ihr Gewissen sein, und wie unruhig, wie schwer und voll von bittern Vorwürfen ist dagegen das meinige! Wie schön und erfreulich ist nicht ihre Aussicht in die Zukunft, wie grauenvoll und schrecklich ist hingegen unsere Aussicht in die nähere und fernere Zukunft, der wir jetzt schon entgegen sehen! Ach, ich ahne ein großes Unheil, das bald über uns einbrechen wird! Barmherziger Gott! erbarme dich meiner armen Seele, und lasse sie nicht in die Hölle stürzen! — —“ So dachte, so flehte Kaspar in seinem zerknirschten Herzen, als er schon mit den Uebrigen im Gotteshause auf den Knieen lag, um Gott und der allerseligsten Jungfrau noch Einmal einmüthig für die Rettung aus Noth und Tod zu danken. Gut, daß Kaspar so dachte und so reumüthig zu Gott flehte; denn auf diese Weise war doch sein Herz auf eine schreckliche Scene, die leider recht bald unten im Kloster ihn und seine Frau mit Grauen und Entsetzen erfüllen wird, wenigstens in so weit gestärkt und vorbereitet, daß sich die Verzweiflung seiner Seele nicht

so leicht bemächtigen kann. O, hätte doch Anna, seine Frau, mit ihm gleich gedacht und gleich empfunden! Allein die Leichtsinnige und Gewissenlose freute sich nur auf die guten Tage, die sie unten im Kloster vielleicht durch lange Zeit in Ruhe und Bequemlichkeit zu genießen haben werde. Jedoch die Verblendete wird bald zu ihrem Entsetzen erfahren, wie sehr sie sich in ihrer Erwartung getäuscht habe.

Jetzt verließ die Gesellschaft nach verrichteter Andacht das Heiligthum, um in das Kloster hinabzusteigen. Aber auf Christophs Wunsch machte man einen kleinen Umweg durch das Gehölze, worin die abgebrannten Köhlerhütten standen. Doch bevor sie sich von der Wallfahrt trennten, verweilte Bruder Alphons, in ernstes und tiefes Nachdenken versunken, noch einige Augenblicke an den Ruinen seiner Hütte, die er gestern um diese Zeit noch so froh und heiter bewohnte, die aber jetzt in einen Aschenhaufen verwandelt war.

„Ach, man weiß doch nicht, wenn man Morgens aufsteht, was der späte Abend noch bringen kann!" sprach Alphons mehr für sich selbst, als zu den Umstehenden. „Wie gut und beruhigend ist es doch, wenn sich der Mensch am Morgen schon und jede Stunde des Tages auf den ungewissen Tod vorbereitet! Hätte mir nicht Gott in der Person der guten Marie einen rettenden Engel zugesendet, so läge ich nun schon unter diesem Aschenhaufen begraben. Und wäre ich auch wirklich schon auf einen so plötzlichen Tod recht und wohl vorbereitet gewesen!? O, wie viel hängt doch auch von einer glückseligen Sterbestunde ab! Ja Alles, unser Schicksal für eine ganze Ewigkeit. Und man

lebt oft in dieser Welt so leichtsinnig, mitten im Sündenleben oft so sicher, als gäbe es keinen Tod und keine Ewigkeit. O, daß uns der göttliche Heiland allzeit in seiner Gnade bewahren möge! Denn selig ist, wer im Herrn entschläft. —"

Solche ernste Betrachtungen machte Alphons, und ähnliche Betrachtungen machten auch Marie, ihre Eltern und Kaspar, als auch sie vor ihren eingeäscherten Hütten standen. Sie verwunderten sich und dankten Gott, da sie gewahr nahmen, daß der Schaden des Waldbrandes bei weitem nicht so groß sei, als sie befürchtet hatten. Dieselbe Wahrnehmung machte auch Bruder Alphons beim Anblick der unversehrten Wallfahrtskirche; denn als er seine brennende Wohnung verließ, dachte er nicht anders, als daß das Feuer auch sie ergreifen und in einen Aschenhaufen verwandeln werde. Allein ein günstiger Umstand erhielt sie von den Flammen ganz unberührt; denn der Wind wehete gerade von jener Seite her, wo die Kirche dem Bruderhäuschen gegenüber stand, und so wurden die Feuerflammen vom Heiligthume abgewehrt.

Unter frommen Gedanken und Gesprächen stiegen sie nun in das freundliche Thal hinab, traten in das Kloster ein, und wurden daselbst auf's Freundlichste empfangen. Rührend war die Scene zwischen Joseph und den Seinigen; denn der gute Jüngling hatte bis jetzt wegen seiner Eltern und Schwester mehrere Stunden in peinlicher Angst verlebt. Sie waren gerade zur rechten Stunde im Kloster angekommen; denn so eben hatte der feierliche Gottesdienst begonnen, dem

auch sie mit glühender Andacht beiwohnten, und an dessen Schlusse sie ehrfurchtsvoll in das „Te Deum" miteinstimmten.

Eilftes Kapitel.

Das Verhör und die Bekenntnisse des Räuber-Hauptmanns.

Noch denselben Tag hatte der ehrwürdige Abt einen Eilboten in die Residenz abgesandt, der dem Fürsten von der Verhaftung einer ganzen Räuberbande die Anzeige machen mußte. Der Fürst, der nichts mehr als Gerechtigkeit und Ordnung liebte, freute sich um der Sicherheit seiner Unterthanen willen sehr darüber, und konnte die Klugheit, mit der eine achtzehn Mann starke Räuberbande ohne Kampf und Blutvergießen, unter der Anleitung des Waldbruders Alphons, im Kloster zu Maria-Trost verhaftet worden war, nicht genug bewundern und rühmen.

„Eine solche Heldenthat," rief der Fürst im Ernste aus, „wurde seit mehr als zwei Jahren, nämlich seitdem mein lieber Graf von Rechberg von meinem Hofe und aus der Residenz verschwunden ist, in meinem Reiche nicht mehr ausgeübt. Ja wäre mir mein tapferer Rechberg nicht entrissen worden, wahrlich! schon längst wüßte man in meinem Reiche nichts mehr von den so zahlreichen Räubern und Mordbrennern."

Hierauf ernannte der Fürst eine Commission von einsichtsvollen und rechtlichgesinnten Richtern, und sandte

sie mit dem Auftrage, die Räuber zu verhören, das Urtheil zu fällen, und es ihm dann zur Einsicht und Unterschrift vorzulegen, nach dem Kloster zu Maria-Trost.

Die landesherrliche Commission traf schon am dritten Tage mit einigen Häschern im Kloster ein. Die Häscher begaben sich sogleich in den Kerker, lösten einem Räuber nach dem andern die Stricke auf, und fesselten sie an Händen und Füßen mit schweren und starken Ketten. Alle Räuber, bis auf Einen, boten den Häschern Trotz, und stießen schreckliche Flüche, Lästerworte und Verwünschungen aus. Und dieser Einzige, der keinen Mund aufthat, sondern nachdenkend und ernst in einer Ecke des Kerkers saß und sich gleichsam willenlos fesseln ließ, war zum nicht geringen Erstaunen der Häscher sogar der Hauptmann der Bande. Da man ihm aber nicht traute, sondern sein Schweigen, seine Geduld und Ergebung nur für eine Kriegslist hielt; so fesselte man ihn noch fester und stärker, als alle übrigen Räuber. Der Kerkermeister, schon ein alter und menschenfreundlicher Mann, der gerade dazu gekommen, äußerte den Häschern seine Meinung, und sagte, daß er den Räuberhauptmann noch für den Besten von der ganzen Bande halte und sogar hoffe, daß dieser sich am Ende noch bekehren werde. Die Häscher aber schüttelten ungläubig den Kopf, und führten den Räuberhauptmann mit größter Vorsicht in den Verhörsaal, wo Richter, Ankläger und Zeugen schon versammelt waren. Unter den Anklägern waren der Bruder Alphons und die beiden Köhlerfamilien,

und als Zeuge war Marie da. Uebrigens waren dießmal sowohl Ankläger als Zeugen ganz überflüssig.

Der Räuberhauptmann trat inmitten zweier Häscher, nicht, wie man es vermuthet hatte, als ein Mann mit einem wilden Blicke und trotzigem Gesichte, sondern als ein Uebelthäter, dem das Bekenntniß seiner Schuld auf der Stirne geschrieben steht, und der sich willig in sein verdientes Schicksal ergibt, in den Verhörsaal und vor die Richter hin. Das erste Gesicht, das sein scharfes Auge in der ziemlich zahlreichen Versammlung suchte, war das des ehrwürdigen Bruders Alphons. Plötzlich aber entfärbte sich sein eigenes Angesicht, er senkte verwirrt die Augen nieder, und sprach leise, aber doch vernehmbar vor sich hin: „Ja er ist's, ich habe mich gestern Abends nicht getäuscht, er ist's!"

Der Oberrichter erhob sich betroffen von seinem Sitze und fragte den Räuberhauptmann, was er mit diesen Worten sagen wolle und wem sie hier gelten?

„Meine Worte, Herr Richter!" erwiederte Jener mit Gelassenheit, „gelten dem unbesiegbaren Obersten, Grafen von Rechberg; denn wann und wo uns dieser Mann in's Handwerk greift, da kehrt uns das Glück den Rücken. Ja, wo Graf von Rechberg wirkt, da ist Kuno, der Räuberhauptmann, mit seiner kühnsten Bande besiegt; denn der Mann, den ich meine, steht, wie ich vor drei Tagen vollkommen überzeugt worden bin, mit keiner bloß menschlichen, sondern mit höherer Macht im Bunde. Und jetzt endlich glaube ich, daß es ein höchstes Wesen, einen Gott gebe, dessen Macht die ganze Welt nicht widerstehen kann."

Nach diesen Worten schwieg der Räuberhauptmann, und schien, wie sein kaum bemerkbares Lächeln verrieth, Augen und Herz zu weiden an den Gesichtern der Anwesenden, auf denen Erstaunen, Verlegenheit und Neugierde in scharfen Zügen abgeprägt waren. Doch sogleich nahm er wieder das Wort, und fuhr mit derselben Ruhe und Gelassenheit in seiner Rede fort.

„Wie ich nun merke und es auch vermuthet habe, hat aus allen hier Anwesenden nur Einer den Sinn meiner vorigen Worte verstanden, den ich aber vor der Zeit nicht verrathen will.“

Nun war die Verlegenheit und Neugierde der Richter auf's höchste gestiegen. Da man ihn aber, in der Hoffnung, wichtige Dinge zu erfahren, nicht unterbrechen wollte, so ließ man ihn ruhig forterzählen, nahm aber alle seine Worte zu Protokoll. Der Räuberhauptmann, der dieß zu bemerken schien, sprach geflissentlich so langsam und deutlich, daß man ihm leicht nachschreiben konnte.

„Von Kindheit an,“ fuhr er fort, „schien ich nur zu leben, um in der Welt die Ordnung zu stören und die Mitmenschen zu quälen, und ich erinnere mich nicht, daß ich noch je etwas in der Absicht gethan habe, um einen Menschen zu erfreuen. Aber heute, wo meine Zeit abgelaufen und das Maaß meiner Verbrechen voll ist, will ich zum Erstenmale in meinem Leben einen, vielleicht auch mehrere Menschen zu erfreuen suchen. Und die Erzählung, mit der ich eine Freude machen will, ist richtig und die lautere Wahrheit.“ —

„Vor ungefähr 23 Jahren, wo meine Eltern noch

lebten, und mein Vater Hauptmann einer mächtigen und furchtbaren Bande war, hatten der Muth und die Kriegskunst eines gewissen Grafen von Rechberg unsrer Bande täglich großen Schaden zugefügt. Eines Tages war der Graf mit seiner zahlreichen Mannschaft unsrer Bande, die übrigens noch zahlreicher war, so nahe gekommen, daß beide Schaaren handgemeng wurden. Ich stritt an der Seite meines Vaters, der wie ein Löwe kämpfte, aber der Graf übertraf noch meinen Vater an Muth und Kriegskunst. Unsre Bande wurde so in die Enge getrieben, daß wir 180 Mann verloren, und mein Vater und ich noch mit 30 Genossen durch schnelle Flucht dem Tode, oder der gewissen Gefangenschaft entronnen sind. Dieser große Verlust hatte meinen Vater bis zur Wuth und Raserei gebracht. Unter fürchterlichen Flüchen schwur er dem Grafen eine empfindliche Rache. Und diese Rache sollte meine unglückliche Mutter, die nicht so böse, wie mein Vater war, wider ihren Willen vollbringen; denn falls sie sich weigere, hat ihr mein Vater mit dem Tode gedroht."

„Da mein Vater wußte, daß der Graf von Rechberg nur ein einziges Kind besitze, das er und seine kränkliche Gattin über Alles in der Welt liebe; so hatte er den Raub dieses Kindes, um es zu einem Räuber zu erziehen, unwiderruflich beschlossen. An einem Tage, an welchem der Graf, wie mein Vater auskundschaftete, auf seinem Landgute ein Gastmahl gab, sollte meine Mutter den Raub des Kindes vollbringen; aber sie erklärte sich mit Entschlossenheit, daß sie lieber sterben wolle, als dieses Verbrechen be-

gehen. Aber in dem Augenblicke kam ein Mädchen mit dem Kinde in den Garten; mein Vater, der mit der Mutter in einem Gebüsche versteckt war, sah es, ging hin, erdolchte das Mädchen, raubte das Kind, warf es meiner Mutter in die Schürze, und Beide eilten dem nahen Walde zu, wo wir Andere sie erwarteten. Wir suchten, da wir eine baldige Verfolgung vermuthen konnten, nur die wildesten und unbekanntesten Gegenden auf. Nach einem zweitägigen strengen und mühseligen Marsche kamen wir in diese Gegend. Mein Vater war mit seiner Mannschaft vorausgeeilt, und meine Mutter und ich waren wegen großer Ermüdung etliche hundert Schritte hinter ihnen zurückgeblieben. Aber sieh da! auf Einmal standen wir auf einer Anhöhe, die nicht weit von hier entfernt ist, vor einer Kirche, die, obwohl der Tag kaum graute, schon offen stand. Meine Mutter ging in die Kirche, und ich blieb unter der offenen Thüre stehen. Nun sah ich, wie meine Mutter am Altare niederkniete, und unter Thränen betete. Nach wenigen Minuten erhob sie sich wieder von den Knieen, und legte zu meinem nicht geringen Erstaunen, das Kind, das sie bisher in ihrer Schürze trug, auf den Altar, und rief mit lauten Worten aus: „O, Mutter Gottes! nimm dies arme Kind in deinen Schutz, und beschütze auch meinen unglücklichen Sohn!“ Hierauf kam sie leer aus der Kirche und sprach zu mir: „Lieber Kuno, unglückliches Kind! willst du mit mir die Flucht versuchen, so komm und folge mir; denn wir fliehen unter dem Schutze Gottes und seiner heiligen Mutter.“

So sprach die Mutter zu mir, ergriff meine Rechte,

und wollte mich mit fortziehen; aber ich riß meine Hand aus der ihrigen, und folgte der Bande nach, deren wüstes Leben ich schon liebgewonnen hatte. Da sah ich meine Mutter weinen, und hörte folgende Worte, die sie ausrief: „O allmächtiger Gott! entreiße du ihn dem Verderben.“

„Aber bald war ich meiner Mutter aus den Augen, und freute mich, als ich meinen Vater und die Bande wieder eingeholt hatte. Da war das erste Wort meines Vaters die Frage nach der Mutter und dem Kinde. Ich erzählte ihm, was oben auf dem Hügel in der Kirche geschehen. Nun brach er in Flüche aus, und war schon im Begriffe, nach jener Kirche zurückzukehren, als es plötzlich hieß: „Vorwärts, vorwärts! die Verfolger sind uns schon auf den Fersen!“ Wir mußten fliehen, um unsern Verfolgern zu entkommen, und von jener Stunde an habe ich weder von meiner Mutter, noch von dem geraubten Kinde etwas vernommen.“ Hier hielt der Erzähler ein wenig inne.

Anfänglich hatte Bruder Alphons der Erzählung des Räuberhauptmanns ziemlich ruhig zugehört, war aber, je weiter dieser erzählte, immer unruhiger geworden. Als endlich des geraubten Kindes erwähnt wurde, konnte er die heftigen Empfindungen seines Gemüthes nicht mehr länger beherrschen, und ebenso war es auch Christoph und Josepha ergangen. Bei dem Gedanken, daß das geraubte Grafenkind kein anderes, als ihr lieber Joseph, sei, konnten sie sich vor Freude nicht mehr länger halten, sondern erhoben sich in demselben Augenblicke, in dem

auch Bruder Alphons aufstand, von ihren Sitzen, um den Erzähler zu unterbrechen. Aber der Oberrichter gebot Stillschweigen, und der Erzähler fuhr ungestört fort.

„Wir wurden von den Verfolgern nicht eingeholt, und entkamen. Gar bald hatte ich im Taumel des unstäten und wüsten Lebens meine Mutter, wie auch ihre letzten Worte vergessen; aber unter dem Befehle meines grausamen Vaters am Rauben, Morden, Sengen und Brennen täglich mehr Lust gefunden. In kurzer Zeit war unsre Bande wieder bis zu 180 Mann herangewachsen.“ —

„Ungefähr 20 Jahre nach dem Kindesraub hatte derselbe gefürchtete Graf von Rechberg unsre Bande bis auf wenige Mann niedergemacht, und in diesem Gemetzel war auch mein Vater geblieben. Die noch wenigen Räuber, die mit mir entkommen waren, wählten jetzt mich zu ihrem Hauptmann, und forderten mich auf, den Tod meines Vaters zu rächen. Wir sammelten noch mehr Genossen, und da unsre Bande wieder 18 Mann stark geworden war, wurde der Plan zu des Grafen Verderben entworfen. Dieser Plan war bald und gut ausgedacht, aber dessen Ausführung war schwer; denn der Graf wohnte jetzt nie wieder auf dem Landgute, sondern stets in der Residenz, wo ihm schwerer beizukommen war. Nun aber trat ein muthiger und listiger Bursche, der noch nicht lange unter meinem Befehle stand, zu mir, und theilte mir einen Plan mit, der die Ausführung des meinigen mit aller Wahrscheinlichkeit befördern helfen konnte. Er erbot sich nämlich, beim Grafen in Dienst zu treten,

und durch Heuchelei und Verstellung sein ganzes Zutrauen zu gewinnen zu suchen. Der listige Bursche machte wirklich den Versuch, der ihm auch nach Wunsch gelang. Und jetzt war mein Plan zur Ausführung reif. Mit Hilfe jenes listigen Burschen, der schon über ein halbes Jahr des Grafen Diener war, schlich ich mit meiner Bande in einer Nacht in des Grafen Haus und Zimmer, wo wir Herrschaft und Dienerschaft in den Betten an Händen und Füßen gebunden, und dann reiche Beute gemacht hatten. Wir wollten hierauf das Haus in Brand stecken, und so unsre Rache vollenden; aber es war uns nicht gelungen. Wir mußten fliehen, und der verrätherische Diener floh mit uns. Bald darauf erfuhr ich, daß der Graf von Rechberg eines Staatsverbrechens beschuldigt, und, als hätte er selbst die Kriegskasse beraubt, seines Amtes entsetzt worden sei. Damals freute ich mich sehr darüber; aber jetzt bezeuge ich, daß wir jene Kasse beraubt, und der Graf ganz unschuldig ist. Ja der Graf von Rechberg ist ein Biedermann, und ich und meine Genossen sind Bösewichte, die zehnfach den Tod verdient haben. Doch als Verbrecher, der sich des Todes schuldig bekennt, wage ich eine Bitte an Euch zu stellen, Herr Richter! Ich bitte nämlich um die Gnade, daß man meine Hinrichtung noch so lange verschieben möchte, bis ich Buße gethan und mich zu Gott bekehret habe. Vielleicht erbarmet sich Gott noch eines Bösewichts, und läßt ihn nicht in die Hölle stürzen, wie er es schon längst verdient hätte."

So endete der Räuberhauptmann seine offenen Bekenntnisse, verließ inmitten der Häscher den Ver-

hörsaal, warf noch einen um Verzeihung flehenden Blick auf den Bruder Alphons, und entfernte sich schweigend. —

Zwölftes Kapitel.

Jubel der Glücklichen und Jammer der Unglücklichen.

Kaum hatte der Missethäter, durch dessen offenes und merkwürdiges Bekenntniß nicht nur die Richter, sondern auch alle Anwesenden mit Erstaunen erfüllt, und mächtig ergriffen worden, den Verhörsaal verlassen; so konnten der Bruder Alphons, wie auch Christoph und seine Frau, die lebhaften Empfindungen ihrer Seele nicht mehr länger unterdrücken; sie mußten ihrem gepreßten Herzen Luft machen. Bruder Alphons lag auf den Knieen, hob die gefalteten Hände und die thränenden Augen himmelwärts, konnte vor Rührung und heftiger Bewegung des Herzens lange nicht zu Worte kommen, sondern stilles Dankgebet und Freudenthränen waren die ersten aber stummen Zeugen seines innern Entzückens. Schon schneller äußerten Christoph und Josepha ihre lebhaften Empfindungen.

„Welche wunderbare Fügung Gottes!“ rief Christoph, „welche glückliche und erfreuliche Entdeckung!“ rief Josepha mit Entzücken aus.

„Das Kind,“ sprach Christoph, indem er anständig vor die Richter trat, die sich von ihrem Erstaunen kaum zu erholen vermochten, „das Kind, das die Räu-

der vor 23 Jahren der gräflichen Familie von Rechberg geraubt, und welches die Frau des Räuberhauptmanns in der Wallfahrtskirche zu Maria-Trost auf den Altar gelegt, dasselbe Kind haben wir noch den nämlichen Morgen daselbst gefunden." — „Ihr es gefunden? — ihr mein Kind gefunden?" rief der Bruder Alphons mit Entzücken aus, und trat eifrig aber doch mit Würde vor die Richter hin. „So hat denn endlich der allgütige Gott mein heißes Flehen erhört, und meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Saget, lieber Christoph! — redet gute Josepha! — lebt das gefundene Kind noch? — ist es etwa Joseph, den ihr euern Sohn nennet?" —

„Ja, ehrwürdiger Bruder Alphons, Joseph ist es, — unser lieber Joseph ist jenes geraubte Grafenkind, das wir an Kindesstatt angenommen, und, wie unser eigenes Kind, erzogen haben," versetzten Christoph und Josepha wie aus einem Munde.

„So sei Gott und die allerseligste Jungfrau gepriesen, und euch, edle, vortreffliche Menschen, werde Gottes Lohn!" So sprach Bruder Alphons, und eilte auf den armen Köhler zu, schloß ihn in seine Arme, und küßte ihn. „Habe Dank, edler Vater meines Sohnes, habe Dank!" versetzte er alsdann mit dem Tone der tiefsten Rührung, und trat hierauf zu Josepha hin, ergriff bewegt ihre Hand, und dankte auch ihr, als der Mutter seines Kindes, mit den rührendsten Ausdrücken.

Voll Verwunderung über Alles, was er bisher gesehen und gehört, erhob sich der Oberrichter von seinem Sitze, trat dem Bruder Alphons näher, und

sah ihm mit scharfem Blicke in das bleiche und hagere Angesicht. Aber schon nach wenigen Augenblicken rief er freudig aus: „Großer Gott! wen sehe ich vor mir? wen habe ich gefunden? — Graf von Rechberg, bester Freund! bist du es wirklich, oder täuscht mich mein Auge?" —

„Ja, liebster, bester Freund! ich bin es wirklich," erwiederte Bruder Alphons mit einer Thräne im Auge, und warf sich seinem Jugendfreunde in die offenen Arme. Dieß war eine rührende Szene, auf die aber sogleich eine noch rührendere folgen wird. Christoph war nämlich, als er vernommen, daß Bruder Alphons der Graf von Rechberg sei, auf der Stelle zum Abte geeilt, und hatte ihm die erfreuliche Nachricht von der so glücklichen Entdeckung gebracht. Der Abt, der zwar schon seit drei Jahren in das Geheimniß des Bruders Alphons eingeweiht war, freute sich ungemein über die so glückliche Wendung des traurigen Schicksals eines Mannes, der im Stillen seine höchste Achtung genoß. Unverweilt begab er sich in das Noviziat, bereitete Joseph, so gut es sich in der Eile nur thun ließ, auf eine rührende Szene vor, von der wir sogleich Zeugen sein werden.

Kaum hatten sich die beiden Freunde von ihrer freudigen Ueberraschung in etwas erholt, als der ehrwürdige Abt mit Joseph, dem jungen Novizen, dessen Hand in der seines Führers zitterte, in den Saal eintrat.

„Empfanget, Herr Graf von Rechberg, Euern einzigen Sohn, den uns die göttliche Vorsehung zugeführt, wieder aus meiner Hand zurück!" versetzte mit

Rührung der Abt, und Joseph stürzte weinend in die ausgebreiteten Arme seines Vaters, den er hienieden nie wieder zu finden wähnte.

„Mein Sohn! — mein lieber Alphons!“ — denn dieß war Josephs Taufname — rief der entzückte Graf, und konnte im Uebermaaß der Vaterfreude in diesem Augenblicke keine andere Worte hervorbringen, weßhalb er dieselben öfters wiederholte.

„Mein Vater! — mein liebster Vater!“ rief hingegen der junge Novize an des Grafen Brust. Er war so überrascht und verwirrt, daß er den Gedanken, der arme Waldbruder Alphons und der vornehme Graf von Rechberg wären eine und dieselbe Person, und ein Graf wäre sein Vater, kaum fassen konnte. Sein Gemüth war so aufgeregt, daß er an der Brust seines glücklichen Vaters zitterte, und fast alle Fassung verloren hatte.

Nach der ersten stürmischen Umarmung war der Graf, oder der Bruder Alphons — gleichviel wie wir ihn jetzt nennen — wieder etwas ruhiger geworden; war aber immer noch weich gestimmt, und betrachtete einige Augenblicke mit stiller Freude die Gesichtszüge seines Sohnes, die voll Anmuth und männlicher Schönheit das Gepräge einer reinen und frommen Seele waren. Und je länger und aufmerksamer er das Antlitz seines Sohnes betrachtete, um so lebendiger tauchte das Bild seiner seligen Gattin in seiner Seele auf, und er rief endlich aus: „Ja du bist mein lieber Alphons, mein theurer Sohn. Ach, warum hab' ich dich doch nicht schon früher an diesen mir so bekannten Zügen wieder erkannt!? — Es ist wahr, es stie-

gen oft in meiner Seele Ahnungen dieser Art auf, und oft sprach ich bei mir: „wenn ich je wieder so glücklich werden sollte, in dieser Welt mein Kind einmal wieder zu finden, so wünschte ich es mir gerade so gut erzogen und so wohl gerathen, wie Joseph des Köhlers Sohn. Und jetzt sehe ich diesen Wunsch nicht nur auf's Beste erfüllet, sondern der liebe Gott hat mir noch mehr gewährt, als ich wünschte; denn der wohlerzogene Joseph ist sogar mein Alphons, mein Sohn selbst. O wie kann ich Gott und Euch vortreffliche Pflegeältern meines einzigen Kindes, genug danken für die unaussprechliche Freude, die mich nach so vielen überstandenen Trübsalen überaus glücklich macht!? — Bessern Händen, als den Eurigen, hätte Gott mein geraubtes Kind nicht anvertrauen können. Wahrlich! so gut und fromm, wie Joseph in der Köhlerhütte und später im Kloster, wäre Alphons in dem gräflichen Hause, oder in der großen Welt, wohl schwerlich erzogen worden. Darum, edle, großmüthige Menschen!" — hier ergriff er deren Hände, und drückte sie unter Dankesthränen — „darum wolle Euch der allmächtige Gott jene Verdienste belohnen, die weder ich, noch der reichste Fürst, würdig genug belohnen kann."

Christoph und Josepha waren so tief gerührt, daß sie ihre Freude und ihr Glück nicht sogleich mit Worten ausdrücken konnten. Die Ueberzeugung, daß Josephs Herkunft endlich und zwar auf eine so ehrenvolle Weise entdeckt worden, und daß sie nächst Gott alles Mögliche dazu beigetragen, damit für Vater und Sohn das endliche Wiedersehen höchst erfreulich wer-

den konnte; ja diese Ueberzeugung erfüllte ihr Herz mit Wonne, und war ihnen jetzt schon ein süßer Lohn für Alles, was sie von jeher an Joseph, dem armen Findlinge, gethan. Auch Marie, das seelengute Mädchen, nahm an der Freude Aller so innigen Antheil, daß sie im Innern unaussprechlich froh und glücklich war. Eigentlich war es ja nur Marie gewesen, die durch eine wunderbare Fügung Gottes den Glücklichen diesen schönen und wonnevollen Tag bereitete. Obwohl die Bescheidene dieß selbst nicht dachte, so sprachen es doch die Uebrigen laut und offen aus. Alle, die von diesem glücklichen Ereignisse Zeugen waren, nahmen an der Freude der Beglückten innigen Antheil; nur Anna, des Kaspars neidische und engherzige Frau, allein nicht. Ja sie allein war ungerührt und theilnahmslos geblieben. Doch gleich darauf mußte eine andere, unerwartete Szene ihr liebeloses Herz mächtig erschüttern. Es ist nur zu bedauern, daß auch Kaspar mit ihr in ein unbeschreiblich großes Leid gestürzt worden ist.

Nachdem die Glücklichen die ersten Empfindungen ihrer Freude ausgesprochen und ausgetauscht hatten, nahm der Oberrichter das Wort und sprach: „Bester Freund, lieber Graf! bis jetzt warst du wieder so recht von Herzen ein glücklicher Vater, scheinst aber über das Glück, dein verlornes Kind auf eine so erfreuliche Weise wieder gefunden zu haben, deiner übrigen, gewiß auch wichtigen Angelegenheiten nicht mehr zu gedenken. Und doch wäre jetzt deine Freude nur eine halbe, oder doch eine getrübte Freude, wenn du dabei immer noch denken müßtest, daß dich die Welt, und

vielleicht auch der bessere Theil derselben, für ehrlos halte. Nun aber ist zum Glück auch deine Unschuld entdeckt, unwidersprechliche Beweise werden den fürstlichen Hof, die Residenz, ja das ganze Land recht bald davon überzeugen. Der Räuberhauptmann und der von ihm angegebene Bursche, den du leicht wieder erkennen wirst, weil er dein Diener gewesen sein soll, werden zu ihrem eigenen Nachtheil für deine Unschuld ein glaubwürdiges Zeugniß ablegen. Die Aussage des Erstern haben wir schon zu Protokoll genommen; nun erübrigt nur noch, daß wir auch noch den Andern verhören."

Auf Befehl des Oberrichters wurde von den Häschern ein junger Räuber, der kaum 25 Jahre alt sein mochte, in den Verhörsaal geführt. Der Graf von Rechberg erkannte in ihm sogleich seinen ehemaligen Diener. Auf die Frage: wie er heiße, und wer seine Eltern seien, wollte Jakob — so hieß der junge Räuber — keine Antwort geben. Und je mehr der Oberrichter auf eine Antwort drang, desto unruhiger und verwirrter wurde der Räuber. Endlich öffnete er den Mund, und sprach mit einem durchdringenden Blicke auf Kaspar und seine Frau die entsetzlichen Worte: „Herr Richter! fragen Sie doch, wenn's Ihnen gefällt, jene Frau dort, die neben dem Köhler Kaspar sitzt, ob ein Sohn, der von seiner Mutter so schlecht erzogen wird, wie sie ihre Söhne — Konrad und Jakob — erzogen, in der Welt wohl was Besseres werden könne, als ein Räuber? — Ja, Herr Richter, um mich kurz auszudrücken, bekenne ich, daß jenes gewissenlose Weib, und jener schwache

und unglückliche Mann dort meine Eltern sind. Und" — da knirrschte er mit den Zähnen — „der unglückselige Räuber hier ist Jakob, ihr verwahrloster Sohn!"

Jetzt stürzte Anna mit einem Schrei des Entsetzens ihrem Manne ohnmächtig in die Arme, und dieser war selbst auch einer Ohnmacht nahe. Zum Schrecken Aller und zur heilsamen Erschütterung des jungen Räubers, wurde Anna aus dem Saale in ein anderes Zimmer getragen, und Kaspar folgte ihr schluchzend nach. Hierauf legte Jakob, der junge Bösewicht, für die Unschuld des Grafen ein aufrichtiges und sehr günstiges Zeugniß ab, und wurde alsdann von den Häschern wieder in den Kerker zurückgeführt.

Dreizehntes Kapitel.

Begnadigung zweier Räuber.

Der Vorfall zwischen dem jungen Räuber und seinen unglücklichen Eltern hatte alle Anwesenden mit Schauer und Schrecken erfüllt, und sogar die Freude der Beglückten um Vieles gemindert und getrübt. Alles hatte Mitleid mit dem armen Kaspar, der an seinen Kindern nie so viel Herzenleid erlebt haben würde, hätte nicht seine gewissenlose Frau ihm jederzeit, so oft er seine ausgelassenen Kinder nach Verdienst bestrafen und sie an Zucht und Gehorsam gewöhnen wollte, eigensinnig und trotzig entgegengewirkt. Jedoch ganz zu entschuldigen war Kaspar nicht; aber er entschuldigte sich selbst auch nicht, sondern klagte sich viel-

mehr des strafbaren Fehlers der Schwäche und der unzeitigen Nachgiebigkeit an, und büßte jetzt geduldig die Schuld, die er dadurch auf sein Gewissen genommen. Man bedauerte auch das unheilvolle Schicksal des jungen Räubers, wie den jammervollen Zustand seiner Mutter, und wünschte recht sehr, daß Gott, der Allerbarmer, ihre Herzen zur Buße bewegen, und daß sie sich aufrichtig bekehren möchten. An Kaspars Besserung zweifelte Niemand, weil er schon seit Jahren im Stillen seine strafbare Schwäche bereuete und beweinte. Marie und ihre Eltern, die Kaspar am meisten bemitleideten, begaben sich nun in das Zimmer, wohin man die ohnmächtige Anna gebracht hatte, um sowohl den armen Kaspar zu trösten, als auch der niedergebeugten Anna Muth und Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit einzusprechen. Aber ach! in was für einem beklagenswerthen Zustande mußten sie dieselben finden! —

Sieh' da! auf einem Bette saß Anna mit zerrauften Haaren und mit dem stieren Blicke der Verzweiflung, und auf dem Boden kniete Kaspar mit gefalteten Händen vor einem Christusbilde. Der Arme wollte beten, aber sein Gebet bestand in diesem schauerlichen Augenblicke nur in Klagen, Seufzern und Thränen.

„Ach, daß Gott erbarm'!" rief endlich der betende Kaspar aus, „unser Jakob ein Räuber und Mörder! Und dazu haben wir ihn, wie er selbst uns anklagt, erzogen! O, eine entsetzliche Anklage! — Ja bald wird der unglückliche Sohn am Galgen sterben, und sterbend noch seinen Eltern fluchen! — Bald wird er, o gerechter Gott! vor deinem Richterstuhle stehen und

seine Eltern als die Urheber seines Verderbens anklagen! — Ach, barmherziger Gott, mein Heiland und Erlöser! der du auch für uns am Kreuze gestorben bist, und sterbend noch dem reumüthigen Schächer verziehen hast, hab' auch Erbarmen mit uns, verstoße und verwirf uns nicht auf ewig!" —

So jammerte und flehte der unglückliche Kaspar, als Marie mit ihren Eltern in das Zimmer trat. Liebreich, theilnahmsvoll und freundlich naheten sie sich ihm; dieser aber brach beim Anblicke seiner so glücklichen Nachbarsleute in lautes Weinen aus. Er ließ sich jedoch, weil er Glauben und Gottvertrauen besaß, bereitwillig trösten und beruhigen. Am meisten trösteten ihn die liebreichen Worte des Bruders Alphons, oder des Grafen von Rechberg, der ihn bald darauf mit seinem Sohne ebenfalls besuchte. Nachdem er versucht hatte, den armen Kaspar mit allerlei Trostgründen der göttlichen Religion zu beruhigen, so gab er ihm auch das Versprechen, daß er und sein Sohn beim Fürsten um Jakobs Begnadigung bitten wollen.

„Auch ich will dem edlen Fürsten zu Füßen fallen," versetzte Marie eifrig, „und will ihn auf den Knieen so lange bitten, bis er den unglücklichen Jakob begnadigt." — „Und auch wir," fügten Mariens Eltern bei, „wollen deine Bitte mit der unsrigen unterstützen."

„Und so wird es dann nicht fehlen," sprach der Graf, „wenn nur das Andere, was aber das Erste und Nothwendigste ist, nicht fehlt, daß nämlich der tiefversunkene Jakob über seine Verbrechen Reue fühlt und sich aufrichtig bekehrt."

„O, dieses Geschäft will ich übernehmen,“ versetzte Kaspar schluchzend, „ich will meinen Sohn mit Thränen und auf den Knieen bitten, will sein Herz zu rühren und zu bewegen suchen, daß er es wieder zu Gott wenden, in sich gehen, seine Verbrechen bereuen und beweinen, und sich bekehren möchte. Vor Allem aber will ich zu Gott flehen, zu Gott dem Allmächtigen, der die Herzen der Menschen lenkt, wie ein Mensch die Wasserbäche, daß er sich meines unglückseligen Sohnes erbarmen, und mit seiner Gnade sein verstocktes Herz zur Buße rühren möge.“ —

„Auch wir,“ versicherten die Uebrigen, „wollen euer Gebet, lieber Kaspar, mit dem unsrigen unterstützen, und wollen auch die allerseligste Jungfrau Maria, und den heiligen Namenspatron des unglücklichen Jakobs um ihre mächtige Fürbitte anflehen.“ —

So trösteten die Edlen den armen Kaspar, und ihr Liebeswerk war nicht fruchtlos geblieben. Sie wollten nun auch den Versuch bei der unglücklichen Anna machen; allein bei dieser blieb jeder Versuch fruchtlos. Die Unglückliche war geistesverwirrt, redete irre, und geberdete sich, wie eine Wahnsinnige. Sie war auch, wie der Klosterarzt versicherte, wirklich wahnsinnig. Und dieß war für den armen Kaspar ein neues Kreuz.

Die Nachricht von Annas Wahnsinn soll auf Jakob, den jungen Räuber, einen sehr erschütternden, aber auch heilsamen Eindruck gemacht haben. Bis jetzt hatte er in seiner Brust gegen die Mutter einen solchen Haß getragen, daß er ihr oft fluchte. Als man ihm aber sagte, daß die unglückliche Mutter um seinet-

willen wahnsinnig geworden sei, da traten ihm Thränen in die Augen, und das Mitleid erweichte ihm das harte Herz. In dieser besseren Stimmung des Herzens sah er das Beispiel seines reumüthigen und bußfertigen Hauptmanns, und vernahm oft aus seinem Munde Worte von „Bekehrung.“ Als aber endlich der unglückliche Vater sein Herz mit Thränen und Bitten bestürmte, da öffnete es sich der Gnade Gottes, und er begann mit dem Räuberhauptmanne, seine vielen Verbrechen und Schandthaten zu verwünschen, und bitterlich zu beweinen. Beide dachten zwar an nichts weniger, als an die Hoffnung auf die fürstliche Begnadigung; sondern bekannten offen und aufrichtig, daß sie den Tod am Galgen zehnfach verdient hätten. Die übrigen Räuber aber blieben zum größten Leidwesen der frommen Väter des Klosters unbußfertig und verstockt, wollten von Buße und Bekehrung gar nichts hören, sondern verspotteten die beiden Büßer, nannten sie Feiglinge, und lästerten Gott und die Priester. Ihre Reden waren so ärgerlich, daß sie Niemand ohne Entsetzen und Abscheu anhören konnte.

Der bußfertige Räuberhauptmann ließ sich jedoch in seinem löblichen Entschlusse, bis zu seinem Lebensende sein lasterhaftes Leben zu beweinen und nach Vorschrift der Kirche dafür abzubüßen, weder durch Spott, noch durch Lästerungen wankend machen. So oft er über seine Sünden weinte, war es ihm, als winke ihm der Geist seiner Mutter Beifall zu. Und die Erinnerung an ihre letzten Worte, die sie damals bei der Wallfahrtskirche zu Maria-Trost zu ihm sprach, als sie durch Flucht ihre Freiheit und damit auch ihr Seelenheil

suchte, trat ihm wieder lebhaft und immer lebhafter vor die Seele. Er sprach daher oft leise bei sich, als rede er mit einem Geiste: „O Geist meiner Mutter, versöhne dich mit mir; denn dein Sohn will sich endlich bekehren!“ —

Jakob hingegen war in seinem Entschlusse nicht so fest wie Jener, er wankte oft, und war sogar einmal im Begriff, an der Möglichkeit, ob ihm Gott auch verzeihen werde, und er sich bekehren könne, zu zweifeln. Doch hatten ihm die religiösen Zusprüche der frommen Väter des Klosters, die Bitten und Thränen seines unglückseligen Vaters, wie auch das Beispiel des bußfertigen Räuberhauptmanns wieder neuen Muth eingeflößt, daß er an Gottes Gnade nicht verzweifelte, sondern immer fester auf dessen grundlose Barmherzigkeit vertraute.

Mittlerweile war der Oberrichter selbst in die Residenz geeilt, um seinem Fürsten die Nachricht von der so interessanten und höchst erfreulichen Entdeckung mitzutheilen. Wie groß war die Freude des edlen Fürsten über die unverhoffte Nachricht, daß sein ehemaliger Liebling, der vortreffliche Graf von Rechberg, noch lebe, mit seinem geraubten Sohne wieder vereint, und zudem noch, woran er zwar nie gezweifelt hatte, als unschuldig befunden worden sei. Aber so groß seine Freude, nicht minder groß war auch sein Eifer, das Geschehene so viel wie möglich wieder gut zu machen. Er reisete daher unverweilt mit dem Oberrichter in das Kloster zu Maria-Trost, um, wie er sagte, seinen lieben Rechberg zu sehen, ihm sogar das

zugefügte Unrecht abzubitten, und ihn aufs Neue seiner fürstlichen Gunst und Liebe zu versichern.

Des Fürsten unverhoffte Ankunft im Kloster erregte die lebhafteste Freude. So viel Ehre und eine so glänzende Genugthuung hatte der verkannte Graf von Rechberg nicht erwartet. Doch der Fürst gedachte in der Folge noch mehr zu thun, ohne aber zuvor etwas davon zu sagen.

Dem Fürsten wurde auf eigenes Verlangen Alles erzählt, was sich in diesen Tagen Merkwürdiges hier zugetragen, — nämlich die wundersame Rettung durch Marie, die Verhaftung der Räuber im Kloster, die Bekenntnisse des Räuberhauptmanns, die entsetzliche Szene zwischen dem Räuber Jakob und seinen Eltern, und endlich auch die erfreuliche Bekehrung der beiden so eben genannten Räuber. Der Fürst ward dadurch sehr ergriffen, und bewunderte Gottes allweise Fügungen. Die gute Marie nannte er ein Werkzeug Gottes und ein Heldenmädchen, sprach ihr das verdiente Lob, und hing ihr als geringe Anerkennung ihrer edlen That eine goldene Kette mit einem Diamantkreuzchen um den Hals. Das gute, bescheidene Mädchen war so überrascht, daß es im ersten Augenblicke kein Wort des Dankes hervorbringen konnte. Auch Mariens brave Eltern wurden vom Fürsten nach Verdienst belobt und belohnt; und wie groß war die Freude, die er an dem wiedergefundenen Sohne des Grafen von Rechberg fand! Aber auch Kaspar sollte nicht leer ausgehen, und der Räuberhauptmann für seine redlichen Bekenntnisse, wie für seine aufrichtige Bekehrung nicht unbelohnt bleiben. Auf die Fürbitte

Aller wurden nämlich Jakob und der Räuberhauptmann begnadigt, doch aber nur mit der Beschränkung, daß Beide noch ein Jahr in klösterlicher Verwahrung bleiben sollen, um sich von ihrer aufrichtigen Bekehrung und Besserung zu überzeugen. Wer könnte wohl Kaspars Freude schildern? Der glückliche Vater konnte dem edlen Fürsten nur mit Freudenthränen danken; doch wurde durch einen unglücklichen Umstand seine Freude wieder um Vieles vermindert, ja sehr getrübt. Anna, seine Frau, konnte von ihrem Wahnsinne nicht mehr geheilt werden. Sie wurde durch die Gnade des Fürsten unentgeldlich in das Irrenhaus aufgenommen, worin sie ungefähr nach einem Jahre starb. Gottes Gerichte sind unergründlich und manchmal schrecklich, aber doch immer weise und gerecht.

Vierzehntes Kapitel.

Aufklärung über noch manches Dunkle.

Die Bekehrung dieser beiden Räuber, deren Leben durch viele Jahre hindurch nur eine Kette von Lastern und Verbrechen war, hatte auf das Gemüth nicht nur vieler guten, sondern auch mancher übelgesinnten Menschen einen sehr wohlthätigen Eindruck gemacht; denn durch eine so ungewöhnliche Bekehrung waren sie mächtig aufgefordert, ja durch eine unwiderstehliche Macht gleichsam genöthigt, die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes, dessen unbegrenzte Gnade, die göttliche Kraft des Chri-

stenthums, wie auch die Heilkraft der Sakramente in der heiligen Kirche, zu bewundern und zu lobpreisen.

„Wer Gott und die Menschen liebt," (sprach bei dieser Gelegenheit der ehrwürdige Abt), „kann und muß sich über eine so seltene Bekehrung nur herzlich freuen; weil sie eine Verherrlichung der Kirche Christi ist, die als zärtliche Mutter ihre Arme auch nach den verruchtesten Sündern ausstreckt, um sie mit mütterlicher Freude zu umfangen, wenn sie reumüthig und bußfertig zu ihr die Zuflucht nehmen, und sich aufrichtig wieder zu Gott und zur Tugend bekehren. Daß unsre heilige Kirche, die glorwürdige Braut unsres Erlösers, diese bußfertigen Räuber wieder huldreich in ihren Schooß aufgenommen, daran wollen wir durchaus nicht zweifeln; denn dafür zeugen die Früchte ihrer Buße, die täglich mehr sichtbar geworden. Und dieses so seltene Beispiel gibt uns einen augenscheinlichen Beweis, daß nur jener Mensch ewig verloren geht, der sich von Gott und seiner Kirche nicht retten lassen will." —

So sprach der ehrwürdige Abt, und diese Worte, die er in einer zahlreichen Gesellschaft gesprochen, hatten in Aller Herzen freundlichen Anklang gefunden.

Die Bekehrung der beiden Räuber war in der That aufrichtig, weßhalb auch ihre Schicksale um so mehr unsre Theilnahme verdienen; denn Beide waren mehr in Folge einer schlechten und verkehrten Erziehung, als aus eigener Schuld in einen Abgrund des Verderbens gestürzt, aus dem nur Gott und seine Kirche dieselben wieder retten konnten. Der Räuberhauptmann war das traurige Opfer seines gottlosen Vaters, und Jakob das beklagenswerthe Opfer seiner

gewissenlosen Mutter geworden. Wir wollen daher Beider Schicksale in Kürze betrachten, wodurch wir dann über noch manches Dunkle Aufklärung erhalten werden.

Der Räuberhauptmann — Otto mit Namen — stammte aus einem altadelichen Geschlechte, und sein Vater war der Ritter Eberhard von Rabenstein. Ritter Eberhard besaß eine schöne feste Burg, war reich, mächtig und furchtbar; aber es gebrach ihm dabei an Allem, was den Ritter erst wahrhaft adelt und ruhmwürdig macht: es gebrach ihm nämlich an allen Rittertugenden, wie auch an allen rühmlichen Eigenschaften eines Menschen und Christen; denn er war von Natur stolz, herrschsüchtig, ehrgeizig, habsüchtig und rachgierig. Sein verderbtes Herz hatte sich schon in früher Jugend von Gott, Religion und Kirche ganz losgerissen, und er war insgeheim einem lasterhaften, ja verbrecherischen Leben verfallen. Zum Unglück für das edle Fräulein von Keppenbach, der vortrefflichen Kunigunde, die des Wüstlings Gattin wurde, hatte er von Jugend auf eine Verstellungskunst besessen, wodurch er der Welt sein verderbtes Herz, wie sein wüstes Leben, lange zu verbergen wußte. Ein beklagenswerthes Opfer dieser Verstellungskunst war eben jenes tugendhafte Fräulein Kunigunde von Keppenbach geworden. Die Unglückliche war schon als Kind eine Waise, und wurde als unerfahr'ne Jungfrau, die sich vom Scheine blenden ließ, die bedauernswürdige Gattin des gleißnerischen Ritters von Rabenstein.

Ach, schon mit dem Tage der Vermählung begannen Kunigundens Leiden und Trübsale, die mit

jedem Tage sich mehrten; denn zu ihrem unnennbaren Jammer mußte sie von den Schandthaten Zeuge sein, die ihr lasterhafter Gatte fast täglich verübte. Bald beraubte uud mordete er als Wegelagerer reisende Kaufleute, bald plünderte und zerstörte er durch nächtlichen Ueberfall unbewachte Burgen und Klöster, bald schleppte er unglückliche Opfer seiner Rache in die schrecklichen Kerker seiner Burg, wo sie jämmerlich verschmachten mußten. Auf diese Weise füllte der räuberische Ritter, der ein Schandfleck des deutschen Ritterthums war, seine Gemächer mit Schätzen und seine Kerker mit unglücklichen Schlachtopfern an. Die himmelschreienden Frevelthaten empörten das edle Herz der Burgfrau, und erfüllten es oft mit Entsetzen. Sie versuchte anfänglich durch Bitten und Thränen, ihren Gatten von einem so wüsten und gottlosen Leben abzumahnen, aber der Erfolg waren jedesmal nur schmähliche Beschimpfungen und Mißhandlungen. Die Beklagenswerthe war grenzenlos unglücklich.

Doch endlich ward dem schändlichen und verbrecherischen Leben des Ritters von Rabenstein von einem Verein edler Ritter ein Ziel gesetzt. Er wurde nämlich in die Acht — d. h. vogelfrei — erklärt. Nun floh der Wüstling mit seinen gleichgesinnten Gesellen heimlich aus der Burg, und seine arme Gattin, die sich sträubte, mußte ihm mit dem einzigen Kinde, einem schönen und gutmüthigen Knäblein, mit Gewalt in die dichten Wälder folgen. Fast unzugängliche Schluchten und Felsenhöhlen dienten nun den geächteten Flüchtlingen zur Wohnung, und das Räuberleben, das sie nicht mehr öffentlich treiben durften, trieben sie jetzt

um so ruchloser im Verborgenen. Eberhards gottlose Knappen bildeten nun eine furchtbare Bande, die täglich Zuwachs erhielt, und deren Hauptmann Ritter Eberhard selbst war. Lebte die arme Kunigunde schon auf der Burg Rabenstein sehr unglücklich, so war sie es jetzt in den Schluchten und Felsenhöhlen der schwäbischen Wälder noch mehr. Nie ließ man sie allein; aber wenn sie sich nur ein einziges Mal unbemerkt glaubte, so lag sie auf den Knieen und flehte inbrünstig zu Gott, dem Allerbarmer, daß er sie mit ihrem unglücklichen Kinde entweder sterben lassen, oder doch aus dieser schmachvollen Sklaverei durch eine glückliche Flucht befreien möchte. Dreimal hatte sie mit ihrem Kinde die Flucht versucht, wurde aber jedesmal wieder eingefangen, und endlich so strenge bewacht, daß sie unmöglich mehr entrinnen konnte. Ach, zum Verderben für Otto, war ihr die Flucht erst dann gelungen, als ihr unglückliches Kind bereits schon zu einem geübten Räuber herangewachsen war! Diese Flucht, die uns bekannt ist, geschah bei der Wallfahrt zu Maria-Trost; denn die unglückliche, aber tugendhafte Kunigunde ist eben jenes Weib, welches das geraubte Grafenkind zu Maria-Trost auf den Altar gelegt, um es dem mächtigen Schutze der allerseligsten Jungfrau zu übergeben, und wie sie diesen edlen Zweck erreichte, ohne es bis jetzt selbst zu wissen, haben wir bisher im Verlaufe unserer Geschichte erfahren. Aber auch noch ihr anderer Wunsch, daß nämlich Gott auch ihren unglücklichen Sohn noch einmal von dem Verderben entreißen und seine Seele für die Ewigkeit retten möchte, war bereits, wie wir wissen,

in Erfüllung gegangen. O, daß die Gute es doch schon wüßte! Otto, der bekehrte Räuberhauptmann, hatte von seiner unglücklichen Mutter von jener Zeit an, wo sie zu Maria-Trost durch Flucht ihre Freiheit suchte, gar nichts mehr vernommen. Er hielt sie schon längst für todt. So oft er seit seiner Bekehrung ihrer mit Wehmuth und Liebe gedachte, betete er für ihre Seele. Nun wollen wir auch die Schicksale vernehmen, die Jakob seit der Zeit verlebte, da er als Knabe aus der Heimath entflohen war.

Wir erinnern uns noch an das schauerliche Ereigniß, das sich mit Konrad im Walde zugetragen, da er als Thierquäler todtgefallen war. Als nämlich Jakob und Konrad den ehrwürdigen Bruder Felix, dessen ernstliche und heilsame Ermahnung sie gottlos verspotteten, aus den Augen verloren hatten, waren sie wieder zu einem hohen Baume gekommen, auf dessen Wipfel ein Rabennest mit Jungen war.

„Frisch, Konrad, auf den Baum geklettert!“ rief Jakob seinem Bruder zu; aber Konrad zeigte dießmal keine Lust; denn des Waldbruders Worte: „daß Gottes Strafe ihnen auf den Fersen folgen werde, wenn sie sich nicht bekehren,“ kamen ihm in diesem Augenblicke so lebhaft in den Sinn, daß er an allen Gliedern des Leibes zitterte. Doch der gottlose Jakob, der kein so geübter Kletterer war, wie sein Bruder, ließ nicht nach, bis Konrad, dessen grausame Lust, die armen jungen Vögel zu quälen, größer war, als die Furcht vor Gottes Strafgericht, sich endlich überreden ließ und den hohen Baum zu erklettern begann. So geübt er sonst im Klettern war, so wollte es dießmal doch nicht

gut gehen. Denn er zitterte an Händen und Füßen so sehr, daß er jeden Augenblick innehalten mußte, und endlich nur mit aller Anstrengung den Wipfel des Baumes erreichte. Als er Oben war, konnte er kaum auf die zitternden Füße stehen. Jetzt griff er mit der frevelnden Hand in das Nest, die Füße wankten, und mit einem gellenden Schrei stürzte der junge Bösewicht über den Baum auf den harten Boden herab.

Da Jakob seinen Bruder todt zu seinen Füßen liegen sah, ward seine Seele von Todesschrecken durchbebt, sein Gewissen nannte ihn „Mörder," und er entfloh mit Entsetzen, ohne zu wissen, wohin? Heim wollte er nicht mehr, das wußte er im ersten Augenblicke der Flucht; aber wohin er fliehen wolle, wußte er in den ersten Stunden der Verwirrung nicht. Er rann fort, durch den Wald hin, ohne darauf zu merken, wohin der Weg ihn führen werde. Doch der Weg, den er eingeschlagen, führte ihn immer tiefer und tiefer in eine Wildniß hinein, in der er sich natürlich verirren mußte. So war er lange, wie ein verscheuchtes Reh, durch das dichte Gehölz bergauf= und bergab dahingeeilt, bis er fast außer Athem unter einer Eiche niedersank. Er weinte und jammerte, wie ein kleines Kind, und doch wollte er aus Angst und aus falscher Scham, um sich nicht als schuldig und strafbar bekennen zu müssen, nicht zurückkehren in's väterliche Haus. „Gottes Strafgericht wird euch auf den Fersen folgen!" Diese Worte des Bruders Felix ertönten ihm stets in den Ohren, als stände Felix hinter ihm, und riefe sie ihm wiederholt in die Ohren. Zitternd in Furcht und Angst raffte er sich vom Boden wieder auf, rann bald rechts bald links,

bis er wieder ganz ermüdet niedersank. Der Gedanke, daß er beten und durch Reue und Buße bei Gott, dem Allbarmherzigen, Hilfe suchen, nach Hause gehen und sich bekehren und bessern solle, ließen das böse Gewissen und der verkehrte Sinn in seiner Brust nicht aufkommen. Der Zustand seiner Seele war qualvoll und schrecklich. Endlich schlief er ein.

Ungefähr nach einer Stunde wurde Jakob von einer rauhen Stimme aus einem schrecklichen Traume aufgeweckt. Wie ein aufgescheuchtes Wild raffte er sich vom Boden auf, um zu fliehen; aber zwei starke Arme hielten ihn fest, und in seiner Nähe erscholl ein gellendes Gelächter. Jakob, der an allen Gliedern des Leibes zitterte, sah sich auf Einmal von mehr als zwanzig Personen umrungen. Es war eine Zigeunerbande, die aus Männern, Weibern, Knaben und Mädchen bestand. Das Gesindel lagerte sich, man hieß den Jakob bei ihnen Platz nehmen, die Weiber begannen zu kochen, die Männer indessen Wein und Branntwein zu trinken, die Mädchen und Knaben zu singen. Jetzt begann das Mahl, Jakob mußte mithalten, und bald herrschte eine allgemeine Lustbarkeit, so daß Jakob, der sich schon in kurzer Zeit in dieser liederlichen Gesellschaft recht heimisch fand, alle Angst aus dem Herzen verlor, und nur wünschte, immer bei diesen lustigen Leuten bleiben zu dürfen. Der Anführer der Bande schien seinen Wunsch errathen zu haben, weßhalb er ihn fragte, ob es ihm bei ihnen gefalle und er mit ihnen durch die weite offene Welt wandern wolle? Diese Frage kam Jakob erwünscht,

er bat sogar, daß man ihn behalten möchte, indem er doch jetzt heimathlos sei.

„Die ganze große Welt ist unsere Heimath,“ versetzte lachend der Anführer, „nur haben wir die besondere Eigenschaft, daß wir bei Tag die Wälder und bei Nacht das offene platte Land lieben. Wir haben auch noch die sonderbare Gewohnheit, daß wir wachen, wenn andere Leute schlafen; aber schlafen, wenn jene wachen. Es bricht die Nacht ein, darum haben wir schon ausgeschlafen, haben auch, wie du gesehen hast, soeben nach unsrer Art das Frühstück fröhlich und heiter zu uns genommen; denn bald verlassen wir den Wald und es beginnt für uns nach unserer Art das Tagewerk. Doch, lieber Junge, wenn du recht gelehrig und treu an uns bist, so wirst du diese neue und interessante Lebensart bald eingelernt und eingeübt haben. Aber das sage ich dir, Bursche, treu mußt du an uns; aber falsch gegen die ganze übrige Welt sein, oder . . . . !“ hier zog er einen Dolch heraus, und Jakob fuhr erschrocken zurück. „Ei, mein lieber Junge!“ fuhr der Anführer der Bande fort, „wenn du recht gelehrig und treu an uns bist, darfst du diesen Dolch nicht fürchten.“

Nun war Jakob das Mitglied einer Zigeunerbande, deren Geschäft das Lügen und Betrügen, und deren Nahrungszweig das Stehlen war. Jetzt hatte er jene Gesellschaft gefunden, in der er ein vollkommener Bösewicht werden konnte. Ach, er war leider nur zu gelehrig; denn er übertraf an List, Lug und Betrug, wie auch im Stehlen und liederlichen Leben bald Alle in der Bande. Mit diesem liederlichen Ge-

sindel durchstreifte er mehrere Jahre lang verschiedene Länder, bis er wieder als ausgemachter Räuber in's Schwabenland zurückkehrte. Und das war eben um jene Zeit, da Otto, der Räuberhauptmann, um neue Gesellen für seine geschwächte Bande warb, und Jakob als neugeworbenes Mitglied der Bande am Grafen von Rechberg ein Verräther wurde. Was von dort an bis jetzt mit Jakob vorgefallen, ist uns schon bekannt, denn wir wissen, daß er mit Otto sein verbrecherisches Leben Tag und Nacht bereute und beweinte.

Beide aufrichtige Büßer hatten unter der liebevollen Leitung ihres Beichtvaters nicht nur, wie es der Fürst festgesetzt hatte, ein, sondern freiwillig drei Jahre unter strengen Bußübungen ihr Gefängniß bewohnt. Der ehrwürdige Abt, der Alles, was zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen gereichte, bereitwillig unterstützte, hatte diese aufrichtigen Büßer durch alle drei Jahre von einem Klosterbruder liebreich und sorgsam verpflegen lassen.

Endlich kam der Tag, an dem beide Büßer sich trennten. Otto wurde, weil er es wünschte und auch ehrerbietig darum bat, im Kloster zu Maria-Trost als Laienbruder aufgenommen, und Jakob kehrte nach so vielen Jahren, die er verkehrt und schlecht verlebt, wieder gebessert in seine väterliche Hütte zurück, um die Stütze seines alten, und der Trost seines gebeugten Vaters zu werden. Die übrigen Räuber aber, die man nach der Residenz gebracht, und die zwar alle Verbrechen eingestanden, aber verstockt geblieben sind, starben unter Gotteslästerungen am Galgen, und fielen Gottes schrecklichem Gerichte anheim.

Eines Tages, als Otto schon etliche Wochen im Kloster lebte, waren zwei ältliche Waldschwestern, die mit noch mehreren Andern unweit St. Gallen in einer Einsiedelei ärmliche Zellen bewohnten, um sich unter strengen Abtödtungen auf einen seligen Tod vorzubereiten, verschleiert in's Kloster zu Maria-Trost gekommen. Die Eine davon forschte nach einem gewissen Räuberhauptmann, der hier bekehrt und begnadigt worden sein soll. Und sieh' da! — eine rührende Scene! Nach wenigen Augenblicken lagen sich Mutter und Sohn in den Armen, und weinten Freudenthränen; denn diese Waldschwester war Kunigunde von Rabenstein, Ottos Mutter. Sie hatte durch einen glücklichen Zufall in ihrer Einsiedelei die merkwürdige Geschichte erfahren, die sich im Kloster zu Maria-Trost zugetragen, und war mit einer Leidensschwester unverweilt hieher gewandert, um sich von der Wahrheit der Sache selbst zu überzeugen, und ihren Schmerzens-Sohn in diesem Leben noch einmal zu sehen. Unaussprechlich groß war ihre Freude, als der Abt sie versicherte, daß ihr Sohn nicht nur den Guten dieser Welt, sondern sogar den Religiosen seines Klosters angehöre, und somit auf dem Wege sei, der in den Himmel führt. Auch sie hatte schon seit der Zeit, als sie zu Maria-Trost die Flucht genommen, denselben Heilsweg betreten. Gott und die allerseligste Jungfrau hatten ihre Flucht beschützt, und sie in die Einsiedelei zu St. Gallen, in die fromme Gesellschaft der Waldschwestern, kommen lassen. Hier hatte sie seither Tag und Nacht für ihren verlor'nen Sohn gebetet, daß Gott ihn doch noch einmal bekehren und für die

Ewigkeit retten möchte. Und jetzt war ja ihr heißes Flehen erhört, und ihre inbrünstige Bitte erfüllt; weßhalb sie Gott und dessen jungfräulicher Mutter unter Lobpreisungen von Herzen dankte, und sich vornahm, bis an ihr Lebensende nicht aufzuhören, ihnen dafür zu danken.

Nach einigen Tagen der stillen Freude kehrten die beiden Waldschwestern wieder in ihre friedliche Einsiedelei zurück, und Otto lebte als Laienbruder still und fromm im Kloster. —

Fünfzehntes Kapitel.

Die großmüthige Entsagung und die rühmliche Wahl.

Wir haben den schönen und wonnevollen Tag, an dem der großmüthige Landesfürst im Kloster zu Maria-Trost gewesen, und durch seine fürstliche Gnade so viele Menschen erfreut und beglückt hatte, noch nicht vergessen. Und von diesem Tage an sollte dem Grafen von Rechberg und seinem Sohne — so wollte es der Fürst — in der Welt die glänzendste Laufbahn zu Macht, Reichthum und Ruhm eröffnet werden. Aber die Edlen dankten ihrem Fürsten für eine Gunst, die so manche andere Menschen für das höchste Erdenglück gehalten hätten, und lehnten aus wohlüberlegten Gründen die angebotenen weltlichen Auszeichnungen von sich ab. Der Graf erbat sich von der Großmuth des Fürsten aus allen Gunst-

bezeugungen nur jene, daß nämlich seine Unschuld im ganzen Lande bekannt gemacht, und ihm so der geraubte gute Ruf wieder hergestellt werde. Den ungerechten Richtern, seinen Todfeinden, erflehte er des Fürsten Gnade. Der Fürst aber war über eine so seltene Seelengröße nicht wenig erstaunt, und fragte den Grafen: wo und wie er denn für die Zukunft zu leben gedenke?

„Edler Fürst!" erwiederte ehrerbietig der Graf, „als ich noch in der ehrenvollen Eigenschaft eines Obersten an Eurem Hofe lebte und von Eurer fürstlichen Huld täglich ausgezeichnet wurde, da schwindelte es oft meinem Geiste, wenn ich von der Höhe, auf welche Eure fürstliche Gnaden mich erhoben, herab auf die vielen Neider und Feinde blickte, und mit unheimlichem Grauen in die Tiefe hinab sah, in welche meine geheimen Feinde täglich mich zu stürzen drohten. Ja in diesen schauerlichen Augenblicken wünschte ich mich wieder in die friedliche Burg meiner Väter zurück, wo ich zwar minder geehrt, aber auch minder beneidet und gar nie angefeindet worden war. Nur die unbegrenzte Liebe zu Euch, edler Fürst, und der Eifer, Euch treu zu dienen, konnte mich auf einer zwar glänzenden, aber auch sehr gefahrvollen Laufbahn festhalten. Da mir aber endlich das einzige Kind geraubt, später die theure Gattin in's Grab versenkt, und ich vor der Welt entehrt und der Verzweiflung preisgegeben war, da haben mich die friedlichen Bewohner dieser Thäler in ihre Mitte aufgenommen, und ich habe als Bruder an der Wallfahrt zu Maria-Trost einen Frieden gefunden, den ich in der geräuschvollen Welt nie besaß, und den ich wahrlich darin auch nie gefunden hätte. Wenn ich somit, hochverehrter Fürst, eine

Lebensweise, die mir nach so vielen erduldeten Drangsalen eine Quelle des wahren Trostes, des ungestörten Friedens und der stillen Freude geworden ist, so liebgewonnen habe, daß ich sie mit keiner andern in der Welt mehr vertauschen möchte: so hege ich die zuversichtliche Hoffnung, daß ihr meine Gesinnung nicht tadeln, und mich deßhalb nicht minder, als früher lieben werdet."

„Nein, mein lieber Graf von Rechberg!" erwiederte der Fürst, indem er des Grafen großmüthige Entsagung höchlich bewunderte, „nein, nicht nur nicht tadeln, sondern bewundern und loben muß ich Euch. Ja ich sage Euch noch mehr: wenn ich nicht Fürst wäre und zum Wohle des Landes es bleiben müßte, so möchte ich unter den gegenwärtigen Umständen nichts lieber sein, als der ehrwürdige und glückliche Bruder Alphons an der Wallfahrt zu Maria-Trost." —

Diese Gesinnung und Worte des Fürsten hatten den Grafen mehr erfreut, als die glänzendsten Auszeichnungen in der Welt. Denn er hatte befürchtet, der Fürst möchte etwa seine gute Absicht verkennen, seine Verweigerung als Stolz und Eigensinn auslegen, und somit sich beleidigt fühlen. Nun aber geschah von Allem das Gegentheil, und darüber freute sich der Graf recht innig. Nur Eines noch lag ihm schwer auf dem Herzen und beunruhigte ihn sehr: es war die Ungewißheit, welche Standes-Wahl sein Sohn jetzt treffen werde, da sein Schicksal eine so günstige Wendung genommen, und er den Namen und die Rechte eines Grafen erhalten hat. Denn Joseph, oder der junge Graf Alphons — wie wir ihn jetzt nennen dürfen — wußte noch nichts von der freien Entsagnng seines Vaters auf die Ehrenstellen und

Vergnügen der Welt. Der Vater wollte seinem Sohne aus dem guten Grunde jetzt noch nichts davon wissen lassen, weil er ihn zwischen dem Kloster und der Welt frei wählen lassen wollte; denn er war bereit, der Freiheit seines Sohnes den Wunsch seines Herzens zum Opfer zu bringen, wenn er etwa seinem Wunsche entgegen wählen sollte. Und diese Wahl mußte — so war es beschlossen worden — in einer geheimen Unterredung mit dem Fürsten von dem jungen Grafen Alphons entschieden werden. Aber dem guten Vater war bange auf die endliche Entscheidung, weil er das vortreffliche Herz seines Sohnes noch zu wenig kannte. Der junge Graf erschien nun schüchtern, aber doch mit Anstand vor dem Fürsten, und die beabsichtigte Unterredung begann.

Fürst. Ich gratulire Euch von Herzen, mein lieber junger Graf von Rechberg, zu der glücklichen Entdeckung, die Euch nun für immer der Dunkelheit entreißt, in die Euch die vermeinte niedrige Herkunft bis jetzt gehüllt und der großen Welt verborgen gehalten hat. Dem Sohne des berühmten Grafen von Rechberg, dem Freunde des Fürsten, steht nun für die Zukunft die glänzendste Laufbahn offen, auf der er sich Ruhm, Macht und Reichthum erwerben kann. Ihr könnet Euch die künftige Laufbahn in der großen Welt selbst wählen, und ich gebe Euch mein Fürstenwort, daß ich Euch nach Möglichkeit befördern werde. — Ei, mein lieber Graf, was fehlt Euch? — ich erwarte von Euch die Aeußerung der Freude; nun aber senket ihr die Augen nieder und scheinet betrübt zu sein. Wie soll ich das deuten?

Junger Graf. An Euer edles Herz, verehrtester Herr Fürst! Ja an Euer edles Herz, das, wie

mir die Beispiele dieser Tage beweisen, nur zu erfreuen und zu beglücken weiß, wage ich eine unterthänigste Bitte zu richten. Ich bitte nämlich, Eure fürstlichen Gnaden wollen meinen Vater gnädigst zu bewegen suchen, daß er mir erlaube, in dem Stande leben zu dürfen, den ich nach meiner Herzens-Neigung schon längst gewählt habe.

Fürst. Ihr habt also schon gewählt? — Gut! da sind wir ja schon schneller am Ziele, als ich wähnte.

Nach diesen Worten gab der Fürst das verabredete Zeichen, und durch eine Seitenthüre trat der Vater des jungen Grafen herein.

Fürst. Euer Sohn, mein lieber Graf, hat schnell entschieden, seine Wahl war schon getroffen.

Vater. Wenn nur seine Wahl nicht zu voreilig getroffen worden, und mein lieber Sohn sie nicht einmal bereuen muß.

Sohn. Ich bitte um Verzeihung, lieber Vater! wenn ich etwa meine Standes-Wahl nicht nach Eurem Wunsche getroffen habe. Ich habe aber nach der entschiedenen Neigung meines Herzens gewählt. Ja ich habe eigentlich den Stand, dem ich mein künftiges Erdenleben weihen will, schon gewählt, bevor ich das Glück hatte, meinen theuern Vater zu finden.

Fürst. Aber wie heißt denn dieser Stand, den Ihr, lieber junger Graf, gewählt habt? Er wird doch hoffentlich auch eines Grafen würdig sein?! —

Sohn. Ja, verehrtester Fürst! schon Söhne der Kaiser, Könige und Fürsten sind in dem Stande, den ich wählte, sehr glücklich und die Zierde der Kirche, wie auch die Stütze der Staaten geworden. Dieser Stand

ist so heilig, so erhaben und schön, daß ich nur fürchte, ich möchte dessen nicht würdig sein.

Vater. Wie ich merke, hast du, mein lieber Sohn, den geistlichen Stand gewählt?! —

Sohn. Ja, lieber Vater!

Vater. Aber hast du auch mit reifer Ueberlegung gewählt?

Sohn. Schon von Jugend auf hegte ich für den geistlichen Stand eine unbegrenzte Liebe und Verehrung, und seitdem ich das stille, gottselige Klosterleben kenne, so möchte ich nur in einem Kloster Priester sein; und ich glaube, wenn ich mein Herz frage, von Gott nur zu diesem Stande berufen zu sein.

Vater. Wenn du aber als tapferer Ritter Ruhm in Schlachten und Fehden, und Lorbeeren in Turnieren, oder als Staatsmann und Günstling des Fürsten Ehre und Reichthum dir erwerben, und dereinst die süßen Freuden eines glücklichen Gatten und Vaters genießen könntest, — hätte diese glänzende Seite des Lebens keinen Reiz für dich?

Sohn. Ach, bester Vater! verzeiht, wenn ich es wage, einen Einspruch zu machen. Hat nicht jede Sache zwei Seiten? — eine, die durch falschen Glanz die Augen blendet, und wieder eine, die durch wahres Licht den Verblendeten die Augen öffnet? Wer sich durch falschen Glanz hat blenden lassen, dem werden oft durch das wahre Licht die Augen geöffnet; aber nie ohne Schmerz und bittere Thränen der Reue.

Fürst. Sehr wahr gesprochen.

Vater. Schon recht, mein Sohn! aber du hast von Jugend auf den einen Theil deines Lebens in einer

armen Köhlerhütte, den andern bis jetzt in einem Kloster zugebracht, und kennst somit das Leben der großen Welt noch nicht; eben so wenig kennst du die Reize des menschlichen Lebens, die leider erst später durch irgend einen Zufall auf dein unbewachtes Herz losstürmen und deinen Seelenfrieden für immer zerstören könnten.

Sohn. Habt, bester Vater, in dieser Hinsicht keine Angst für mich; denn was die Reize der Welt betrifft, habe ich gegen diese mit Gottes Gnade schon einen schönen Sieg erkämpft. Oder meinet Ihr, diese Reize der Weltfreuden können nicht ebenso in einer Köhlerhütte, wie in einer Ritterburg, oder in einem fürstlichen Pallaste, gleich früh und gleich stark das Herz eines Jünglings bestürmen? O gewiß! in einer Köhlerhütte, worin lauter gute Menschen wohnen, und ganz besonders in jener, worin die gute Marie wirkt und lebt, wäre es auch lieblich und schön. Ja nicht ohne Schamgefühl muß ich bekennen, daß ich für diese Reize der Weltfreuden nicht unempfindlich war. Aber erst dann, nachdem ich dieselben mit Gottes Gnade und mit den Waffen der heiligen Religion niedergekämpft hatte, weihte ich mich mit Leib und Seele dem klösterlichen Leben und entschied für die Wahl des geistlichen Standes. Ich habe jetzt das dreiundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt, und schon bereits drei Jahre unter strengen Abtödtungen im Noviziate zugebracht, und weiß nun ganz gewiß, was ich wähle.

Vater. Also nichts in der Welt, weder Ruhm und Reichthum, noch Ehrenstellen und Familienfreuden, noch die Liebe zum Fürsten und deinen Ahnen, nicht ein-

mal die Bitten deines Vaters können deinen Entschluß wieder ändern?! —

Sohn. Ach, liebster, bester Vater! — hier fiel er auf die Kniee nieder — ich bitte Euch um Gottes und der seligsten Jungfrau willen, welcher ich als Kind auf dem Altare geopfert worden bin, gebet doch meiner freien Wahl Eure gütige Einwilligung und Euren väterlichen Segen! — O, edelster, bester Fürst! unterstützet doch meine kindliche Bitte. Wenn ihr mir, lieber Vater, anders gebietet, so werde ich zwar Gott zu Liebe Euerm väterlichen Willen gehorchen, aber das ist gewiß, daß ich alsdann nicht mehr glücklich bin."

„Du sollst für immer glücklich bleiben!" rief der Graf mit Entzücken aus, schloß den vortrefflichen Sohn unter Freudenthränen feurig in seine Arme und drückte ihn an seine väterliche Brust. „O, mein Sohn, mein theurer Alphons!" fuhr er fort, „zu meiner innigsten Freude hast du deine Prüfung gut, ja vortrefflich bestanden, und hast mit deiner rühmlichen Wahl den heißesten Wunsch meines Herzens erfüllt. So empfange denn, mein guter Sohn, meinen väterlichen Segen!" —

Der Sohn empfing alsdann auf den Knieen den Segen des Vaters, und sein Herz überströmte von Dank und Freude. Auch der Fürst war bei dieser rührenden Scene im Herzen tief ergriffen, und sprach, indem er Beide als Freunde umarmte: „Der Sohn ist seines edlen Vaters würdig, und beide haben nach ihrer Ueberzeugung den bessern Theil erwählt!"

Sechzehntes Kapitel.

Schluß der Erzählung.

Obwohl der Graf von Rechberg und sein würdiger Sohn auf alle weltlichen Auszeichnungen Verzicht geleistet, so durften sie dem Fürsten doch Eines nicht abschlagen: sie mußten nämlich mit ihm in die Residenz reisen, um dem Hofe vorgestellt zu werden. Auch Marie, die der Fürst nur „Heldenmädchen" nannte, durfte sie zur verdienten Auszeichnung dahin begleiten. Am Hofe wurde denen, die der Fürst ganz besonders auszeichnen wollte, ein glänzendes Fest gegeben, und während des Festmahles war die merkwürdige Geschichte des „Findlings zu Maria-Trost" der Hauptgegenstand der geselligen Unterhaltung. Vorzüglich bewunderte man Gottes allweise Fügungen, und belobte allgemein Mariens Heldenmuth, wie auch den Edelsinn ihrer Eltern, die sich des armen Findlings erbarmt und ihn so vortrefflich erzogen hatten. Auch drückte man allgemein sein Bedauern über das unverdiente Schicksal des edlen Grafen von Rechberg, eben so auch seine Freude über die glückliche Wendung aus, die sein Schicksal noch endlich genommen. Alle Guten am Hofe und in der Residenz sprachen einmüthig den Wunsch aus, daß Graf von Rechberg nicht mehr in seine Einsiedelei zurückkehren, sondern mit seinem hoffnungsvollen Sohne in der Residenz verbleiben möchte. Dieser Wunsch war wohl gut gemeint, aber er athmet eben nur den weichlichen Geist dieser Welt, der den Geist der Selbstverläugnung und Entsagung nicht fassen kann. Darum steht auch das

ächtchristliche Leben so hoch über dem gewöhnlichen Leben der Welt. Graf von Rechberg und sein würdiger Sohn hatten den Geist dieses höher-stehenden Lebens gar wohl begriffen, und beharrten daher, ungeachtet der Zumuthungen ihrer Freunde, auf dem einmal gefaßten Entschlusse, und verließen unter Segenswünschen die Residenz, um nach einem kurzen Besuche auf der väterlichen Burg wieder in ihre geliebte Einsamkeit zurückzukehren.

Ihre Ankunft auf der väterlichen Burg war so überraschend, als erfreulich. Ja des Grafen Bruder Theodor von Rechberg, dessen brave Gattin und hoffnungsvolle Söhne und Töchter waren über einen so unerwarteten, aber höchst angenehmen Besuch überaus erfreut. Die Erzählung der so leidensvollen und wundersamen Geschichte hatte sie bis zu Thränen gerührt. Auch hier auf der väterlichen Burg gab man sich, wie in der Residenz, alle Mühe, die theuren Anverwandten dahin zu bewegen, daß sie die Geburtsstätte des Grafen zu ihrer künftigen Wohnstätte wählen möchten. Dieses liebevolle und herzliche Anerbieten erfreute sie sehr. Allein die Edlen konnten und wollten von ihrer getroffenen Wahl nicht mehr abgehen; denn eine gewisse Sehnsucht, zunächst mit dem Heimweh verwandt, zog sie mit einer unwiderstehlichen Macht nach dem stillen Thale an dem friedlichen Ufer der Donau hin.

Auch die gute Marie hatte, wie der Graf und dessen Sohn, einen nicht geringen Kampf zu kämpfen: sie mußte nämlich wählen zwischen der elterlichen Hütte und dem fürstlichen Pallaste, zwischen dem stillen Thale ihrer Heimath und der geräuschvollen Residenz, und

endlich zwischen den geliebten Eltern und der großmüthigen Fürstin. Denn die Fürstin hatte die verständige, fromme und bescheidene Marie in so kurzer Zeit schon so lieb gewonnen, daß sie dieselbe als Kammerjungfer bei sich behalten wollte. Das war für ein so armes Köhlermädchen gewiß ein ehrenvolles Anerbieten, und deßhalb für Marie die Wahl auch ein schwerer Kampf. Obwohl Marie für die Reize einer Residenz, für das glänzende Leben an einem fürstlichen Hofe und für die schönen Aussichten in die Zukunft nicht ganz unempfindlich war; so siegte doch endlich ihre kindliche Liebe und ihr genügsames Herz, und sie zog eine ärmliche Köhlerhütte dem fürstlichen Pallaste, das stille heimathliche Thal der geräuschvollen Residenz, und die Unterstützung alternder und gebrechlicher Eltern der ehrenvollen Bedienung einer Fürstin vor. So sehr auch Mariens rühmliche Wahl gegen die Wünsche der Fürstin war, so schätzte doch diese Mariens vortreffliches Herz jetzt noch weit höher, als zuvor, beschenkte sie sehr reichlich, und entließ sie mit der aufrichtigen Versicherung ihrer unwandelbaren Zuneigung.

Mit der Zurückgabe der geraubten Ehre erhielt der Graf von Rechberg auch alle seine verlorene Reichthümer wieder zurück. Obwohl er ohne dieß in seiner Einsiedelei dennoch hätte leben können, und er auf irdische Güter wenig Werth mehr legte, so waren sie ihm doch als Mittel zu guten Zwecken sehr willkommen. Er machte alle seine Besitzungen zu Geld, und jetzt war er nach Wunsch in den Stand gesetzt, sich für empfangene Wohlthaten dankbar und erkenntlich zu zeigen.

Sein erstes Liebeswerk war die Wiederherstellung

der abgebrannten Hütten der beiden Köhlerfamilien. Bald standen an der Stelle der ärmlichen Hütten zwei schöne und geräumige Wohnungen. Und dazu kaufte er dem Christoph dreißig und dem Kaspar zwanzig Jauchert schöne Waldung an. O, wie groß war die Freude und der Dank der Glücklichen!

Sein zweites Werk der Liebe war der Bau eines neuen Bruderhauses und die Vergrößerung und Verschönerung der Wallfahrtskirche; und damit nach seinem Absterben an der Wallfahrtskirche zu Maria-Trost nicht nur ein Bruder, sondern auch ein eigener Priester ehrenhaft leben könne, stiftete er zu diesem rühmlichen Zwecke einen ziemlich bedeutenden Fond.

Sein drittes Werk der Liebe war eine milde Stiftung zur immerwährenden Unterstützung aller Armen, die zum Kirchspiel des Klosters gehören, wie auch zur Verpflegung dürftiger Pilger, die nach Maria-Trost wallfahrten.

Und beide Stiftungen, sowohl die für den Waldbruder und Wallfahrts-Priester, als auch die für die armen und dürftigen Pilger stellte der edle Wohlthäter unter die Aufsicht des jeweiligen Abtes. Die bedeutende Summe, die ihm noch zur lebenslänglichen und eigenen guten Verwendung übrig geblieben, war laut Testament als das Erbtheil seines Sohnes dem Kloster vermacht.

So glaubte nun der edle Graf von Rechberg seine irdische Güter zur Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche und zum Wohle der Menschen zweckmäßig verwendet zu haben, und wir können nur ein freudiges „Ja" dazu sagen, seine Seelengröße und Herzensgüte bewundern, und seine Tugenden nachahmen.

Die brave Marie wurde, wie sie es gar wohl verdiente, die Gattin eines vermöglichen und rechtschaffenen Mannes, und Beide wurden für eine noch lange Reihe von Jahren die Stütze und Freude ihrer Eltern. Auch Kaspar und sein Sohn wurden wieder glücklich, und verlebten noch recht viele frohe und heitere Tage.

Ungefähr ein Jahr nach diesen merkwürdigen Ereignissen wurde der Sohn des Grafen von Rechberg zum Priester geweiht. Er empfing als Mönch den Namen „Ambrosius." Des jungen Priesters heilige Empfindungen, wie die Freude des Grafen und der Pflegeeltern am Tage der heiligen Weihe und der Einkleidung, kann meine Feder nicht schildern. Der junge Pater Ambrosius las seine erste heilige Messe in der Wallfahrtskirche zu Maria-Trost, und auf dem nämlichen Altare, auf dem er als kleines Kind der allerseligsten Jungfrau Maria und der heiligen Kirche aufgeopfert worden war. O, mit welcher Glut der Andacht brachte der junge Priester sein erstes heiliges Opfer zur Ehre des dreieinigen Gottes und der heiligsten Jungfrau, zum Heile aller seiner lieben Angehörigen, wie auch zur Wohlfahrt der ganzen katholischen Kirche, dar! Das andächtige Volk, das von nah und fern herbeigeströmt war, konnte beim Anblick des frommen jungen Priesters die Thränen der Rührung nicht bergen; und durch die vortreffliche Predigt; die der Abt selbst gehalten, war Alles erbaut, getröstet und gestärkt worden.

Der junge Pater Ambrosius ahmte nach Kräften dem heiligen Kirchenvater, dessen Namen er trug, in allen Tugenden nach, und hatte schon nach wenigen Jahren im vollkommenen Leben eine so hohe Stufe er-

reicht, daß er selbst den ältern Vätern des Klosters zum Muster der Frömmigkeit diente. Nach dem Tode des gottseligen Abtes wurde der fromme und gelehrte Ambrosius nicht sowohl um seiner vornehmen Herkunft, sondern vielmehr um seiner Frömmigkeit willen einstimmig zu dessen Nachfolger gewählt.

Der alte Graf von Rechberg erreichte als „Bruder Alphons" an der Wallfahrt zu Maria-Trost ein sehr hohes und glückliches Alter, und starb als ein Greis von achtzig Jahren im Rufe außerordentlicher Frömmigkeit. Er wurde von Jedermann, wer ihn kannte, als ein Vater der Armen, als Gastfreund der Pilger, und als Tröster und Rathgeber der Unglücklichen aufrichtig und lange beweint und beklagt.

Register.

Erstes Kapitel.

Seite.

Die Köhlerhütten bei Maria-Trost 3

Zweites Kapitel.

Die seltsame Opfergabe auf dem Altare zu Maria-Trost 8

Drittes Kapitel.

Wie der Baum, so die Frucht 18

Viertes Kapitel.

Die beiden Bösewichte 27

Fünftes Kapitel.

Joseph wird ein Zögling des Klosters 39

Sechstes Kapitel.

Der Pilger, oder der neue Waldbruder zu Maria-Trost 47

Siebentes Kapitel.

Die gräfliche Familie von Rechberg und ihre Schicksale 55

Achtes Kapitel.

Die verkappten Räuber 66

Neuntes Kapitel.

Die Räuber werden mit List gefangen 73

Zehntes Kapitel.

Auf Trübsal und Angst folgt Trost und Freude . . 82

Eilftes Kapitel.

Seite.
Das Verhör und die Bekenntnisse des Räuberhauptmanns 91

Zwölftes Kapitel.

Jubel der Glücklichen und Jammer der Unglücklichen 100

Dreizehntes Kapitel.

Begnadigung der Räuber 107

Vierzehntes Kapitel.

Aufklärung über so manches Dunkle 114

Fünfzehntes Kapitel.

Die großmüthige Entsagung und die rühmliche Wahl 125

Sechzehntes Kapitel.

Schluß der Erzählung 133

In dem Verlage der **Matth. Rieger'schen** Buchhandlung in Augsburg sind von dem Verfasser der vorstehenden Erzählung noch folgende sehr empfehlenswerthe Jugendschriften erschienen:

Der Hungerthurm,

oder:

Dagobert und Bertha.

Eine Erzählung für die reifere Jugend.
Mit 1 Stahlstich. brosch. 36 kr. od. 9 ggr.

Otto von Erlach,

oder:

Der Senn auf der Schweizeralp.

Eine Erzählung der Jugend und deren Freunden gewidmet.
Mit 1 Stahlst. 2te verb. Aufl. br. 30 kr. od. 8 ggr.

Cornay,

der Märtyrer von Tunkin.

Eine wahre Geschichte aus der neuesten Zeit. Der reifern Jugend gewidmet.
Mit 1 Stahlst. brosch. 30 kr. od. 8 ggr.

Das Sparkästchen,

oder:

Die beiden Gottfriede.

Eine Erzählung für die reifere Jugend und ihre Freunde.
2te Aufl. Mit 1 Stahlst. brosch. 24 kr. od. 6 ggr.

Aus dem Verlage der **Herder'schen** Buchhandlung in Freiburg gingen in unsern von demselben Hrn. Verfasser über:

Das Namensfest.

Eine Erzählung für Kinder mit einem Anhange: die acht Seligkeitslehren Jesu. Erklärt mit lehrreichen, sittlichen Anwendungen. Mit 1 Stahlstich. 8. brosch. 30 kr. oder 8 ggr.

Der Schutzgeist der Familie Schönenbach,

oder:

Der Segen guter Kinderzucht.

Ein treues Familiengemälde aus dem siebenjährigen Kriege. Mit 1 Stahlst. 8. brosch. 24 kr. oder 6 ggr.

Ueber die Schriften des Herrn Pfarrers **A. Dörle** haben sich alle Recensionen einstimmig sehr günstig ausgesprochen, sie haben sich die Gunst der Pädagogen, der Eltern und Kinder erworben, denn in Ausarbeitung des gegebenen Stoffes, in Haltung der Charaktere, der schönen, zierlichen Diktion, der bilderreichen Schilderungen der mannigfaltigsten Naturscenen in der Kenntniß des menschlichen Herzens, vor allen aber in seiner durchaus religiösen Tendenz, dürften sie schwer übertroffen werden.

Ferner von dem Verfasser der **Beatushöhle**:

Die heilige Sage.

Der christlichen Jugend erzählt. 12 Bändchen in gr. 12. jedes mit 1 Stahlst. à Bändchen 36 kr. od. 9 ggr.

Von dieser Sammlung von Erzählungen aus dem christlichen Alterthume wird jedes Bändchen einzeln abgegeben, jedes enthält an 30 Erzählungen und bildet für sich ein Ganzes.

Die irländische Hütte.

Eine Erzählung für die reifere Jugend. 2te Auflage. 8. brosch. Mit 1 Stahlst. 36 kr. od. 9 ggr.

Das Thal von Almeria.

Eine Erzählung für die reifere Jugend. 3te Auflage. 8. brosch. Mit 1 Stahlst. 30 kr. od. 8 ggr.

Der Köhler aus Valencia.

Eine Erzählung für die reifere Jugend. 2te Auflage. Mit 1 Stahlst. brosch. 36 kr. od. 9 ggr.

Von verschiedenen Autoren:

St. Paulinus,

der Bischof als Sklave.

Eine Geschichte aus dem Zeitalter der siegenden Kirche. Für die Jugend erzählt von **Theodor Herberger.** Mit 1 Stahlstich. Velinp. brosch. 30 kr. od. 8 ggr.

Diese Erzählung, einer wahren Begebenheit aus dem christlichen Alterthum entnommen, ist eine der besten Jugendschriften, welche in neuester Zeit erschienen ist.

Der verlorne Sohn.

Eine Erzählung für die reifere Jugend. 8. brosch. 2te Aufl. Mit 1 Stahlstich. 36 kr. od. 9 ggr.

Die Waise aus Marseille.

Eine Erzählung für die reifere Jugend von **Felix Bourier.** 8. (150 Seiten stark.) Mit 1 sehr schönen Stahlstich. brosch. 30 kr. od. 8 ggr.

A. Boost's

Sammlung moralischer Erzählungen

für

Deutschlands Söhne und Töchter.

8. (136 Seiten stark.) Mit 1 Stahlstich. brosch. 24 kr. oder 6 ggr.

Herr **A. Boost,** bereits als guter Schriftsteller durch seine Geschichte von Oesterreich 2c. bekannt, beschenkt die Jugend hier mit 14 sehr anziehenden, meist auf wirklichen Thatsachen beruhenden Erzählungen, welche zum Theil dem Leben einzelner hervorragender Menschen entnommen sind, als: 1) eine Skizze aus dem Leben des so guten Kaisers Franz I; 2) des Kaisers Alexander; 3) eines österreichischen Erzherzogs; 4) Ludwigs IX; 5) Muth und Festigkeit eines kathol. Priesters 2c. 2c.

Der sanfte Adolf

und

der zornige Wilhelm.

Eine lehrreiche Erzählung für Eltern und Kinder. Als Seitenstück zu **Chr. Schmid's** Erzählung: **Der gute Fridolin und der böse Dietrich.** Von dem Verfasser der **Theodolinde.** Mit einem Titelbild. brosch. 27 kr. od. 6 ggr

---

Der Steg, der Lotterieladen.

Zwei neue Erzählungen für die reifere Jugend von **K. Albert.** Mit einem Titelbild. brosch. 18 kr. od. 5 ggr.

Das Weihnachtsbüchlein,

oder:

Die Christnacht eines armen Knaben.

Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk für die aufblühende Jugend von **K. Albert.** Mit Titelbild. 8. brosch. 15 kr. od. 4 ggr.

Augustin und Xaver,

Die heiligen Leuchtsterne im Weinberge des Herrn, nebst ihren himmlischen Liebesflammen und Lebensblüthen.

Für jeden Stand, jedes Alter, besonders die reifere Jugend bearbeitet von **Dr. J. G. Waitzmann.**

Mit 1 Stahlst. brosch. 27 kr. od. 6 ggr.

Die Heiligkeit in der Zelle

und

Der Sieg des Glaubens.

Lehrreiche Erzählungen aus der christlichen Vorzeit für die reifere katholische Jugend von **Dr. J. G. Waitzmann.**

2te Ausg. Mit 1 Stahlst. brosch. 21 kr. od. 5 ggr.

Das Weihnachtsbüchlein,

Die Heiligkeit in der Liebe

Der Sieg des Glaubens.

Zettler

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dörle, Anton

Der Findling zu Maria-Trost eine Erzählung für die gesammte edlere Lesewelt, besonders für die reifere Jugend ; mit einem Stahlstich

Augsburg 1843

Paed.pr. 791
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759566-0